

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25.

1883.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Eine Geschichte von fünf Tauben.

Von B. Gulck.

Die erste war eine Turteltaube, die zweite eine geschossene Taube, die dritte eine Brieftaube, die vierte eine gebratene Taube und die fünfte eine Friedenstaube. Daß die Liebe in der Geschichte eine Rolle spielt, versteht sich von selbst, — da ja sogar Venus, wenn sie spazieren fuhr, ein Gespann von Tauben benützte, und dieser holde Vogel daher die Gewohnheit beibehalten hat, sich in Liebesangelegenheiten zu mischen oder wenigstens dieselben zu symbolisieren. Nächst der Liebe vertritt die Taube den Frieden — sie trägt ein billet-doux unterm Flügel oder den Delzweig im Schnabel, — Frieden ist ja eben auch der Geist der Liebe, der hier ein Band um zwei Herzen schlingt und dort um ganze Völker.

Da, wo die erste Taube unserer Geschichte girte, war ein gar liebliches Plätzchen. Es war ein Warmhaus der Brunnenanlagen zu Homburg im Herbst des Jahres 1868. Der gläserne Bau mit seinen hohen exotischen Gewächswänden war von jener feuchten düstigen Wärme erfüllt, die uns in solchen Blumenhäusern wie ein wonniges Bad umflutet; dazu hörte man das eintönige wiegende Plätschern einer Fontaine, und im Geäste drin, wo unter Palmenzweigen ein Vogelbauer hing, schallte ein verliebtes Kukurü—h.

Auf einer zwischen blühenden Zweigen halbversteckten Bank saß ein junges Mädchen, eine offene Zeichenmappe auf dem Schoß. Thusnelnda war in den Nachmittagsstunden, wo die Drangerie gewöhnlich leer war, hierher gekommen, um eine Blumengruppe zu kopiren. Aber von der süßen, einschläfernden Atmosphäre erfaßt, hatte sie die Arbeit unterbrochen und — den Kopf zurückgelehnt, so daß ihr Blick in dem verschlungenen Blätterdache wie in einem Urwald schweifte — ließ sie die Seele in einem träumenden Nichtsgedanken flattern.

An was denkt ein Mädchen, wenn es an nichts denkt und sich von Düften und Harmonien schaukeln läßt — von warmen Hauchen gefächelt und von Turteltauben angelacht wird? — Da schwebt ihm gewiß das Bild des Einen vor, gekannt oder geträumt, dem es zu eigen werden wollte.

Und vor Thusnelndens innerem Auge zeichnete sich ein ganz bestimmtes Bild. Seit einiger Zeit war ihr auf allen ihren Ausgängen ein junger Engländer in den Weg getreten, dessen

jugendlich-einnehmende und gentlemanische Erscheinung lebhaften Eindruck auf sie hervorgebracht hatte. So oft sie in den Buchhändlerladen ging, wo sie ihre Zeichenrequisiten kaufte und wo zugleich eine Leihbibliothek war, trat gleich nach ihr der junge Engländer ein und fragte, ob „any thing new“ in Büchern da wäre. Neulich war sie mit einer Freundin im Theater gewesen, um einmal die Patti zu hören, und derselbe blonde Albionssohn saß unweit von ihr und blickte nur wenig auf die sonnambula, dafür aber desto mehr zu Thusnelnden herüber. „Der schöne Herr dort ist offenbar verliebt in dich, Nelnda,“ hatte die Freundin bemerkt, worauf sie jedoch keine Antwort erhielt.

Thusnelnda war ein schlichtes, empfängliches, braves und wunderschönes Mädchen. Sie zählte eben achtzehn Jahre. Sie lebte allein mit ihrer alten Mutter, der Witwe eines einst sehr reichen, aber ruiniert gestorbenen Kaufmanns aus Frankfurt. Eine kleine Villa in Homburg war alles, was von den Trümmern des einstigen Vermögens übrig geblieben war, und diese bewohnten nun die beiden Frauen im Erdgeschoße, während sie den ersten Stock an Fremde vermieteten. Sie lebten teils vom Ertrage dieser Miete, teils von dem Preise, welchen ein Frankfurter Kunsthändler für Thusnelndens wahrhaft geniale Blumenmalereien zahlte.

Das junge Mädchen war von sehr einfacher bescheidener Gemütsart und hätte auch viel lieber „Marie“ oder „Anna“ geheißt, als den präntiösen Namen „Thusnelnda“ zu tragen. Aber es war eine Manie ihrer Mutter, das „Deutschtum“ über alles zu erheben, und so mußte sie es sich schon gefallen lassen, bei dem germanischen Heldennamen gerufen zu werden. Wenn die alte Madame Bretter von sich gesagt hatte: „Ich bin eine alte Frau,“ und an ihrem Spinnrocken saß und einen Bund Schlüssel wie „Nachbarin Marthe“ umhängen hatte, so war sie schon zufrieden. Daß sie dabei ihr Töchterlein in Zucht und Ehren aufzog, ist natürlich, und wirklich war auch Thusnelnda zu einer seelenreinen, sittigstrengen Jungfrau herangewachsen, wie sie nicht „männlicher“ gedacht werden kann.

In den Kurssaal oder den Kurgarten hatte sie nie den Fuß gesetzt, und wenn sie auch allein in die Stadt ging, um Ein-

käufe zu besorgen, so wußte ihr bescheidenes Auftreten jede lecke Annäherung fern zu halten. Wenn doch irgend ein Kurgast, durch ihre auffallende Schönheit geblendet, ihr ein Wort zuflüsterte, so errötete sie wie Gretchen bei Fausts Ansprache, blieb aber nicht wie diese stehen, um mit einem Knix im Adagiotempo vorzutragen, daß sie ungeleitet nach Hause gehen könne, sondern gab gar keine Antwort und ging eilig ihres Weges.

Darum war aber das jugendliche Gemüt nicht Liebesträumen verschlossen geblieben, und das Herzchen fing zu flattern an wie eine Taube in der Schlinge (in dieser Geschichte, die von so vielen Tauben handelt, liegt der Vergleich ja nahe), als der bewundernde und achtungsvolle Blick des Engländers es in seine Netze zog.

Und so war damals, als Thuznelda auf jener Bank im Gewächshause ruhte, ihr Sinn von dem sie verfolgenden Bilde eingenommen, und das Plätschern der Fontaine schien mit seinem regelmäßigen Tropfengeltingel das Wort zu wiederholen: „ich liebe ihn — ich liebe ihn“, und die Turteltaube lachte freudig und erwiderte: Kuku—ruh ...

Plötzlich hörte sie Schritte im Sande knarren, hob die Augen auf und erblickte — ihn selbst — Mr. Cobden-Carew (den Namen hatte sie längst aus der Kurliste herausgefunden), der sich ihr ehrerbietig grüßend näherte. Das Herz stand ihr still.

„I beg your pardon, miss Bretter, — you speak english, I suppose?“

Thuznelda schwieg.

„Dann ich will sprechen deutsch,“ sagte er nun, ihr Schweigen für eine Verneinung seiner Frage auslegend. „Ich weiß deutsch hübsch wohl.“

Thuznelda lächelte. Sie war sehr fest im Englischen und hatte in Gedanken diesen Satz gleich in die von dem Sprecher gedachte Form übersetzt: „I know german pretty well.“ — Das Köpfchen legte er wieder als eine Aufmunterung aus und fuhr fort:

„Erlauben Sie, zu introduziren mich selbst. Mein Name ist Plantagenet Cobden-Carew, Neffe zu Sir Jasper Carew von Cobden-Abbey, Wales. Ich bin eben von Alter gekommen, und der Gouverneur — ich meine, mein Vater — nahm mich auf eine Tour an den Kontinent, zu sehen die Welt ... und die Welt scheint mir schön in der That, da ich fiel in Liebe ...“

Thuznelda hatte fortwährend diese Rede ins Englische übertragen, und es schien ihr, als wäre ein Kapitel der vielen Tauchnitz-Edition-Romane, die sie gelesen, zur Wirklichkeit geworden, und die lieblichsten Lustschlösser bauten sich vor ihrem Geiste auf. Sie sah die stolze Cobden-Abbey, zu deren Herrin sie des jungen Gentlemans „first-sight love“ machen würde, sie erblickte in den wohlgepflegten „gravel-walks“ des Parks die ihrer harrende „poney chaise“, und beinahe war es ihr (die Turteltauben lachten eben in ihrem Käfig), als schallten Babystimmen aus der „nursery“ herüber. Welches Mädchen hätte nicht in Zeit von einer Sekunde sich einmal ein ganzes solches Heimmärchen vor die Seele gezaubert?

Endlich faßte auch Thuznelda Mut und begann zu reden:

„Sie leben immer auf dem Lande in England, Mister Cobden?“

„Bis jetzt ich tat, aber mein Vater wird kaufen eine Commission für mich.“

„Ja so, ich verstehe: eine Offiziersstelle.“

„Exakt. Dann werde ich vielleicht über gehen müssen — nach India.“

„So weit?“

„Ja, weit, zu weit — ich werde nicht wissen, wie mich zu reißen weg von hier —“

„Was fesselt Sie denn so mächtig hier?“

„Oh, Miß Bretter — ich bin mit all' meinem Herzen in Liebe —“

„Hahahaha — — Kukuruh—uh.“

„Das wird vorübergehen.“

„Nie. Ich habe ein wahres Herz. Oh, wenn Sie wollten nur warten für mich ...“

Und so sprachen sie noch lange zusammen. Zum erstenmale im Leben empfand Thuznelda die süßen Regnungen, die sich eines Mädchens bemächtigen, wenn der seit langem Vorgezogene, derjenige, dessen Bild seine Träume füllte, nun in Wirklichkeit Worte der Liebe flüstert und dabei auch von „Heirat“ spricht, diesem Hort und Hasen, nach welchem alles Wünschen und Hoffen deutet.

Die jungen Leute verließen das Glashaus als „pledged lovers“, das heißt als verlobte Liebende.

Es wurde verabredet, daß Plantagenet am nächsten Tage zu Madame Bretter kommen würde, seine Werbung vorzubringen, und Thuznelda fühlte sich glücklich wie im Zauberland. Als sie nach Hause kam, fiel sie der Mutter um den Hals und erzählte ihr alles.

Frau Bretter schüttelte den Kopf.

„Es wäre mir schon lieber gewesen,“ sagte sie, „ein schlichter deutscher Bürger hätte dich zu seiner Hausfrau erwählt, mein Kind; ich mißtraue diesem Fremden.“

Am folgenden Tage, gegen Mittag, kam Plantagenet. Die beiden Frauen saßen in einer Gartenlaube. Die Mutter hatte ein Spinnrad vor sich, die Tochter zeichnete. Sie hatte eine Gruppe exotischer Pflanzen skizziert, welche ein Vogelbauer mit Turteltauben umgab: ein Gedankenblatt an gestern.

Madame Bretter grüßte den nahenden Gast und sagte:

„Ich habe Sie erwartet, mein Herr. Meine Tochter hat mir Ihren Besuch angesagt und auch alles erzählt, was zwischen Ihnen verabredet worden ist.“

Mister Cobden war sichtlich verwirrt, und ebenso verlegen fühlte sich Thuznelda, welche zitternd ihre Hand zum Gruße reichte, und sich dann wieder über ihre Arbeit neigte.

Nachdem der junge Engländer den ihm von Frau Bretter höflich angewiesenen Platz eingenommen hatte, hielt er mit ziemlich stotterndem, ängstlichen Vortrag folgenden Ansprache:

„Madam, ich komme um zu fragen die Hand Ihrer Tochter. ... Ich liebe Ihre Tochter. ... Aber ich kann nicht heiraten eben jetzt ... ich habe zu meinem Vater gesprochen, diesen Morgen — und er ... refüsiert sein consent. Er sagt, er ist selbst ohne Aussicht in Besitz zu kommen ... denn Sir Jasper, das Haupt der Familie, meines Vaters Cousin, hat einen Sohn und Erben ... er sagt, ich habe nichts zu expectiren als meine Commission und kann nicht heiraten ein portionloses Mädchen. Ich kann also dem Mädchen, das ich liebe, kein home bieten ... aber ich will doch wahr sein zu meinem Wort. Wenn Miß Bretter will warten auf mich bis ich zurückkomme aus India als Major, dann haben wir meine Zahlung zu leben darauf ... oder wenn sie konsentirt zu einer privaten — das ist geheime — Heirat — ich bin von Alter und kann heiraten um mir selbst zu gefallen ... und dann, mein governor ist ein guter alter Knabe und in Zeit werde ich gewinnen sein consent — obwohl er ist gegen Fremde sehr prejudizirt.“

Die Züge der Frau Bretter hatten sich im Laufe dieser Rede immer mehr und mehr verfinstert; nachdem der junge Mann ausgesprochen, erhob sie sich von ihrem Sitze und sagte mit kalter Strenge:

„Ich bin eine deutsche Frau, Sir ...“

Mr. Cobden verneigte sich

... und dieses Kind ist ein deutsches Mädchen ...

Mr. Cobdens Miene drückte aus, daß ihm dieser Umstand bekannt war.

... und wir sind schlichte aber ehrfame Bürgerinnen“ — fuhr Madame Bretter mit verdoppelter Strenge fort — „die keinerlei Demütigungen hinnehmen. Sagen Sie dem Lord, Ihrem Vater —“

„Er ist kein Lord — plain mister Cobden, Better zu Sir Jasper Cobden-Carew ...“

„Einerlei — sagen Sie dem Mister „Pleen“ daß eine einfache deutsche Frau die Ehre ablehnt, seine Einwilligung zu einer Verbindung erbitten zu sollen — und daß sie niemals erlauben wird, daß sich ihre Tochter zu einer geheimen Ehe, ja nicht einmal zu einer langen, unbestimmten Brauttschaft hergebe. Ich

wünsche also ausdrücklich, daß unter solchen Umständen aller fernerer Verkehr abgebrochen werde, und bitte Sie unser Haus zu verlassen, um es nicht wieder zu betreten."

"Ich respektire Ihren verwundeten Stolz, Mrs. Bretter," sagte Cobden, indem er sich erhob — „und ich gehe. Good bye, Miß Bretter — farewell darling. Ich hoffe, daß ich machen werde meinen nächsten Besuch mit meinem Vater, und daß Ihre Tochter doch noch Mrs. Cobden-Carew wird."

Mit einem langen zärtlichen Blick auf Thusnelda und einer tiefen Verbeugung vor deren Mutter ging Plantagenet davon. — Das junge Mädchen brach in Tränen aus. So war denn der schöne Fabeltraum beinahe wieder verschwunden, und die schwache Hoffnung, die sich noch an Plantagenets letzte Worte knüpfte, war die vernünftige Mutter bemüht, ihr in ihrer ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Solche Liebeslaunen entschwinden schnell bei jungen Leuten, erklärte Frau Bretter, und könnten elterlichen Widerstand, der übrigens ganz vernünftig war, nicht besiegen — denn wenn wirklich kein Vermögen da war, worauf sollte er denn da heiraten... der junge Herr hat es vielleicht redlich gemeint, würde jedoch bald diese Schwärmerei vergessen. So ungefähr lauteten die Reden der klugen Mutter, und jedes Wort fiel wie ein Tropfen geschmolzenes Blei auf das verwundete Mädchenherz.

Es vergingen zwölf Tage. Frau Bretter ließ ihre Tochter nicht auf die Straße gehen, und von Plantagenet war nichts mehr zu hören. Thusnelda hatte unaufhörlich ihren Liebesgram gepflegt, denn wie es schon in Schillers Liebe heißt:

Das süßeste Glüd für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

also hatte auch sie um den verlorenen Traum getrauert und sich nicht losreißen wollen von ihrem kleinen Roman.

An diesem zwölften Tage nun saß sie in ihrem Garten, während die Mutter in Haus und Küche waltete. Sie hatte sich ein paar Turteltauben angeschafft und deren Bauer auf ihrem Lieblingsplätzchen aufgehängt. Dort saß sie also und träumte die vergangene Stunde zurück, die sie einst in der Drangerie erlebte beim Klange des zärtlichen Ku—ku—ruh.

„Ach, meine lieben Tauben — habt Ihr denn keine Schwestern — keine Brieftaube, die mir ein Zeichen von dem Geliebten brächte?"

Kaum hatte sie dieses gedacht, als sie etwas Weißes durch die Luft fliegen sah, das ihr zu Füßen niederfiel. Es war zwar keine Taube, aber — vielleicht dennoch eine Botschaft — ein mit Papier umwickelter Stein. Sie hob denselben auf, entrollte das Papier und erblickte Schriftzüge. Klopfenden Herzens suchte sie die Unterschrift: „Plantagenet!"

Der Brief war englisch geschrieben und lautete:

„Meine eigene teure Thusnelda,

Mein Vater ist noch unerbittlich. Aber ich werde fest bleiben. Heute, nach Empfang eines Briefes, dessen Inhalt er mir nicht mittheilte, erklärte mir mein Vater, daß unsere Anwesenheit in England unumgänglich nötig wäre, und daß er übermorgen mit mir abzureisen gedenke. Ohne väterliche Einwilligung darf ich mich Ihrer Mutter nicht zeigen, und Sie zu bitten, mich alleine zu sehen, wage ich auch nicht. Wir sehen uns also vielleicht lange nicht, my love. Wenn ich Major bin und mein selbständiges Auskommen habe, dann frage ich wieder bei Ihrem Herzen an... werden Sie mir so lange treu bleiben? Ich bin entschlossen: Sie oder keine. Leben Sie wohl.
Plantagenet."

Was war dies? — Ein Abschied? — O jetzt ist alles alles aus! Die Mutter hat recht — eine solche Liebeslaune wird dem jungen Offizier bald verfliegen sein, die flüchtige Drangerie-Stunde vergessen — und der ganze schöne Traum entschwinden!

Bitterer als je weinte Thusnelda, nachdem sie diesen Brief gelesen. Wenn Jahre über solchen Kummer vorübergehen, und neue Eindrücke die alten verwischt haben, dann erscheint der

damalige Schmerz als kindisch und hat kaum in der Erinnerung eine Spur zurückgelassen — aber im Augenblick selbst, in der schweren Stunde des Verlustes, fühlt sich so ein junges, seiner Glückshoffnung beraubtes Gemüt namenlos elend.

Am selben Tage noch mußte Thusnelda ihre Mutter auf einen Ausgang begleiten. Nachdem die beiden Frauen ziemlich lange gegangen (Frau Bretters Freundin, welcher der Besuchsgang galt, wohnte weit außerhalb der Stadtthore) kamen sie an einem umzäunten Rasenplatz vorüber, woher Stimmen und Schüsse schallten. Es war dort von den Kurgästen ein Preistaubenschießen veranstaltet worden. Am Wege stand eine Bank und Madame Bretter setzte sich, um ein wenig auszurufen. Von dieser Stelle aus konnte man den Sport und die Schützen nicht sehen, da sich hinter der Bank eine hohe Baumwand erhob, doch hörte man deutlich die Schüsse.

„Ach, gehen wir weiter, Mutter," bat Thusnelda, „ich glaube es sind Jäger in der Nähe —"

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als zu ihren Füßen eine verwundete Taube niederfiel. Thusnelda stieß einen Schrei aus, beugte sich nieder und hob den armen zuckenden Vogel vom Boden; sie untersuchte seine Wunde und sah, daß ihm ein Flügel und ein Bein zerschossen sei; da legte sie ihn zart auf die Bank, kniete davor nieder, zerriß ihr Taschentuch und verband das kleine blessirte Bein; dabei rannen ihr die hellen Tränen von den Wangen, denn die sterbende Taube war ihr Bild des eigenen verlorenen Liebesglücks. Während sie die Wunde verband, sprach sie zu der Taube — sie hatte sich in letzter Zeit angewöhnt, englisch zu denken, — mit mittheilszitternder Stimme:

„My poor bird, my poor sweet bird — dying like my own poor love — if I could but save you. — My life is lost — and must you also die, my darling dove?*"

Ein alter Herr, der zufällig des Weges ging, war ein Zeuge dieser ganzen Szene gewesen, und näher herantretend redete er Thusnelda ebenfalls in englischer Sprache an:

„War das ein Lieblingsvogel von Ihnen?"

Thusnelda blickte auf. Es war ein freundliches ehrwürdiges Gesicht, das sich mit sichtbarer Theilnahme zu ihr hinabbeugte.

„Nein, Sir," antwortete sie, „er ist eben von dort herübergefliegen und hier niedergefallen — das arme Ding — wenn ich es nur retten könnte."

„Aber warum weinen Sie so bitterlich — Sie haben wohl Ihren eigenen Kummer?"

„Ja, Sir, meinen eigenen Kummer."

„Armes Kind."

Frau Bretter hatte von dem Dialoge nichts verstanden. Da sie Thusnelda so aufgereggt und weinend sah, und eben ein leerer Mietswagen vorüber kam, so schlug sie vor, den Besuch für heute aufzugeben und nach Hause zu fahren. Thusnelda willigte dankend ein und Frau Bretter winkte den Kutscher herbei.

„Darf ich Sie um Ihren Namen fragen," wandte sich nun der freundliche alte Herr zu Thusnelden.

Diese, welche sich zu der gütigen vornehmen Erscheinung sehr hingezogen fühlte, antwortete ohne Zögern: „Thusnelda Bretter."

Der alte Engländer war offenbar betroffen. Eine zeitlang schien er sich zu besinnen, dann näherte er sich Thusneldens Mutter und sagte in gebrochenem Französisch:

„Madame, könnten Sie nicht, wenn Sie hier in Homburg zu Hause sind, einem Fremden ein möblirtes Zimmer rekommandiren?"

Frau Bretter, die eben ihre Villa halb leer stehen hatte, antwortete, daß sie zufällig in ihrem eigenen Hause das Gewünschte bieten könne, und wenn der Herr wünsche gleich mitzufahren, so könne er die fraglichen Zimmer besehen. Der alte Engländer nahm den Vorschlag an und stieg mit den Damen in den Wagen.

(Schluß folgt.)

*) „Mein armer Vogel, mein armer süßer Vogel — sterbend, wie meine eigene arme Liebe — wenn ich dich nur retten könnte. — Mein Leben ist verloren — und mußt auch du sterben, mein geliebtes Täubchen!"

Die Wüste Sahara.

Von W. Bloß.

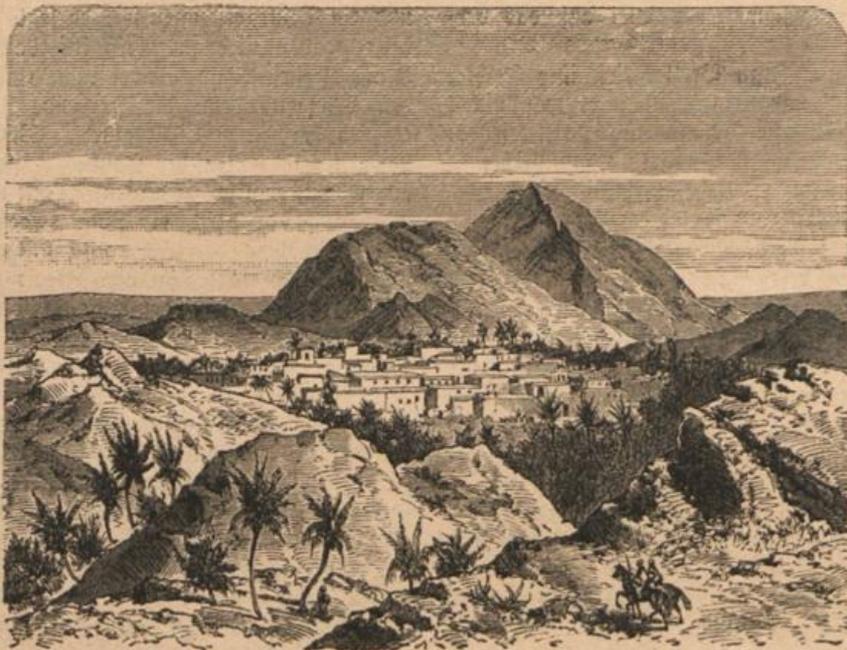
(Schluß.)

Die große Menge von Oasen, die in der Wüste zerstreut liegen, ermöglichen es, diese ungeheuren, verödeten, wasser- und pflanzenlosen Landstriche zu durchmessen.

Die vielen Volksstämme, welche die Wüste, resp. die Oasen und die kultivirbaren Punkte jener weiten Landstriche bewohnen, sind in ihren Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuchen sehr verschieden. Durch ganz Nordafrika bis zum Sudan hinauf zieht sich der große Stamm der Hamiten, der also auch die große Wüste bedeckt. Die Wüstenbewohner zerfallen wieder in vier große Stämme; im Westen wohnen die Mauren, im Nordwesten die Tuat, in der Mitte die Tuareg und im Osten die Tibbu. Der Muhamedanismus herrscht durchgängig bei diesen Völkerschaften und erstreckt sich weit über die Südgrenze der Sahara hinaus. Eine Menge handeltreibender Juden haben sich in den Oasen angesiedelt, welche den Verkehr mit dem Süden vermitteln helfen. Die Stämme der Sahara teilen sich in sesshafte, die ständig in einer Oase sich aufhalten, und wandernde oder Nomadenstämme, die in Filzzelten wohnen und ihren Wohnort jeden Augenblick wechseln können. Die Nomaden verändern ihren Wohnort je nach der Ergiebigkeit der Jagdgründe oder auch, wenn sie Räuberei treiben, je nach der Richtung, welche die von ihnen bedrohten Karavanzüge nehmen.

Als die Araber aus ihrer Heimat nach Nordafrika vordrangen und dort jenes berühmte und große Reich gegründet hatten, schieden sie sich in zwei große Teile. Der eine Teil dieses damals so kriegerischen, kraftvollen und unternehmenden Volkes setzte über die Meerenge von Gibraltar, stürzte zunächst die alte Westgotenherrschaft und eroberte ganz Spanien. Auch über die Pyrenäen drangen die kühnen Eroberer, bis die sieben-tägige Schlacht von Tours ihrem Ungefüg ein Ziel setzte. In Spanien aber, diesem schönen Lande mit seinen reichen Mitteln, schufen die Araber eine blühende Kultur und leisteten im Verhältnis mehr, als jemals eine christliche Bevölkerung Spaniens. Wir bewundern heute noch die herrlichen Denkmale maurischer Kunst in Spanien; die Bildung in Spanien stieg unter maurischer Herrschaft so hoch, daß die maurischen Philosophen Averroës und Maimonides lange Zeit mit ihren Anschauungen in der europäischen und orientalischen Philosophie dominierten. Eine frühzeitige Industrie blühte empor und das Land war reich, gebildet und glücklich, bis christlicher Fanatismus alles zerstörte. Zur Zeit, da in Deutschland noch rohe fränkische Häuptlinge herrschten, marschirten in Spanien die Mauren an der Spitze der Kultur. Jene glänzende Periode der maurischen Herrschaft hätte noch besser gewirkt, wenn sie nicht auch mit dem religiösen Fanatismus der Anhänger des Propheten verquitt gewesen wäre.

Die in Afrika zurückbleibenden Mauren dagegen setzten sich nicht nur in den von Alters her kultivirten Küstenstrichen fest, sondern sie breiteten sich auch nach dem Süden aus. Der Muhamedanismus drang vor bis zum Niger, den die Europäer vom Norden aus nur sehr schwer zu erreichen vermögen. Die Wüste wurde von maurischen Stämmen besetzt; die eingeborenen Negerstämme wurden vertrieben, unterjocht, und vermischten sich teilweise mit dem arabischen Blut. Je nach der Beschaffenheit von Boden und Klima bildeten sich die Abstammlinge in von einander verschiedene Stämme und Horden aus. Doch sind ihnen die großen, gemeinsamen Merkmale geblieben; sie haben dieselbe Religion und gehören im ganzen der großen islamitischen Glaubensgenossenschaft an. Auf dem Boden der Wüste, der seine Bewohner nur schwer erhält, konnte die maurische Kultur nicht jene Höhe erreichen, wie in dem von der Natur mit den reichsten Gaben gesegneten Spanien; auch mußte die Bevölkerung dünn bleiben, und die Absonderung vom großen Weltverkehr, die das Wüstenleben mit sich bringt, ließ eine rasche Entwicklung nicht zu. — Dennoch wurden Schätze maurischer Bildung mit in die Wüste genommen; arabisches Gelehrtentum in Philosophie, Geschichte, Mathematik, Astronomie und arabische Dichtkunst florirten auch in der Wüste, und sogar die so schwer erreichbare, mit einem förmlichen Sagenkreis umgebene Stadt Timbuktu am Niger, am



Oase Regrin.

Südrand der Sahara, gilt heute noch als ein Hauptsitz muhamedanischer Gelehrsamkeit, eine Sache, über die wir allerdings nicht näher unterrichtet sind.

Diese Wüstenstämme sind teils ganz unabhängig, teils stehen sie unter dem Patronat der Pforte. Sie leben alle nach unsrerem Begriffen in großer Armut, fühlen sich aber glücklich und stolz in ihrer Unabhängigkeit. Sogenannte Sultane stehen an ihrer Spitze, deren Gewalt aber keineswegs eine unbeschränkte ist. Der Egoismus dieser kleinen Tyrannen trägt viel dazu bei, daß der Verkehr mit den Wüstenstämmen den Europäern so sehr erschwert wird, denn die Beherrscher der Oasen fürchten für ihre Herrschaft bei eindringender europäischer Zivilisation. Das Haupthindernis, diese Stämme zu einem Anschluß und zu näheren Beziehungen für die Europäer zu gewinnen, besteht nicht aber in dem Mangel an Bildung, sondern es ist das starke und berechtigte Freiheitsgefühl, das die Zurückhaltung bewirkt. Zu dem Christentum sind diese Stämme schon gar nicht zu bekehren; sie halten mit dem ganzen muslimänischen Fanatismus an der ihren phantastischen Vorstellungen entsprechenden Religion des Propheten fest. Handel und Verkehr sind die Mittel, welche sie den Europäern allmählich näher bringen werden. Wenn sie erst bemerkt haben werden, daß der Verkehr mit Europa und die durch denselben zu erreichenden

Rosfen, ihren langen Flinten, ihren Säbeln und Dolchen, ihren flatternden weißen Mänteln und ihrem unbengsamen Fanatismus in den heißen, harten, kahlgeschorenen afrikanischen Schädeln. —

Die Wohnungen sind auch bei den festhaften Stämmen wenig komfortabel. Die Reicherer wohnen in flachen, steinernen Häusern, die weniger Bemittelten und die Armen in Lehm- und Erdhütten mit schlechter Lüftung und voll Unreinlichkeit. Manche der Wüstenstädte haben gar keine Straßen, sondern man passiert entweder die flachen Dächer der Häuser, um zu den einzelnen Wohnungen zu gelangen, oder schmale Gänge, die durch die einzelnen Gebäude führen. Selbst das berühmte Timbuktu ist mit lauter schmutzigen Kohrhütten umgeben; die Straßen sind so eng, daß kaum drei Menschen neben einander passieren können und nur im Kaufmannsviertel findet man bessere Straßen und eine Anzahl zweistöckiger Häuser.

Unsere Illustrationen zeigen u. a. auch sechs charakteristische Köpfe vom Stamme der Ahaggar-Tuareg. Diese Ahaggar sind die „ritterlichsten“ und darum auch gefährlichsten und gefürchtetsten Räuber der Wüste. Sie wohnen südlich von Algier, hinter Insalah, in unzugänglichen Gebirgen; ihr Hauptort heißt Ideles. Ihr Land ist sehr arm, und wenn sie keine Kameele hätten, müßten sie es verlassen. Sie produziren außer spärlichen Lebensmitteln fast nichts als Waffen und Kleider. Die Karavananen müssen ihnen schwere Tribute bezahlen; doch wird ihnen das Geld von schlauen arabischen und jüdischen Händlern wieder abgenommen. Sie liegen mit fast allen Nachbarn im Streit, und es kommt häufig zu blutigen Kämpfen.

Alle diese Tatsachen festzustellen ist erst im Laufe langer Zeiten gelungen. Die Erforschung Innerafrikas ist eines der schwierigsten Projekte, an dessen Lösung die zivilisierte Menschheit noch lange zu arbeiten haben wird. Was bis jetzt bekannt geworden, konnte nur mit den größten Opfern und mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren erreicht werden.

Die Kenntnis der Sahara verdankt man hauptsächlich den Reisenden Mungo Park, Denham, Clapperton, Alexandrine Tinné, Laing, Caillié, Barth, Overweg, Vogel, Nachtigal, Gerhard Kohns u. a.; Gerhard Kohns ist augenblicklich noch für die Afrikaforschung tätig. Eine ganze Reihe von kühnen und opferwilligen Männern hat ihren Tod bei diesen Forschungen gefunden, teils durch die Beschwerden des Klimas, teils durch die Feindseligkeit der Eingeborenen. Wie schwer es ist, von Norden nach Süden vorzudringen, mag man daraus ermessen, daß es z. B. bis auf Dr. Barth erst drei Europäern gelungen ist, die berühmte Stadt Timbuktu zu betreten; zuerst dem englischen Major Laing, der 1826 dort anlangte, nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Rückweg aber ermordet wurde; ferner dem Franzosen René Caillié, der 1836 nach Timbuktu kam und etwa 14 Tage dort war, sich aber verbergen mußte und wenig sah. Erst Dr. Heinrich Barth gab eine genaue Beschreibung der Stadt, durch welche viele Fabeln beseitigt wurden. Er war ein halbes Jahr, vom September 1853 bis März 1854 in der Stadt, unter vielen Gefahren, und hatte es nur merkwürdigen Umständen zu danken, daß er lebendig wieder hinauskam. Barth und Gerhard Kohns haben wohl mit dem meisten Glück und Geschick unter den neueren Reisenden ihre zahlreichen Abenteuer bestanden.

Es konnte nicht fehlen, daß sich zahlreiche Gelehrte und praktisch gebildete Techniker mit der Frage beschäftigten, wie man den Verkehr mit der Sahara erleichtern, resp. sichere Verkehrswege schaffen könne. Und man kam auf den Gedanken, ob es denn nicht möglich sei, einen Teil der Sahara unter Wasser zu setzen. Man hatte nämlich bald gefunden, daß einzelne Teile der Sahara niedriger gelegen sind, als der Spiegel des mittelländischen Meeres, wobei allerdings eine oberflächliche Anschauung zu optimistisch war und diese Eigenschaft, ohne genau untersucht zu haben, fast der ganzen Sahara zuschrieb. Der französische Generalstabskapitän Roudaire, welcher an den Grenzen der Sahara in den Jahren 1872—75 Arbeiten für seine Regierung ausgeführt hatte, trat indessen, nachdem er viele Forschungen

gemacht, mit einem Aufsehen erregenden Vorschlag auf. Unweit der tunesischen Küste, bei dem Städtchen Gabes, beginnt das große Schottgebiet. Dasselbe ist ein ausgedehntes Sumpfboden, mit einer zähen Masse angefüllt, die denjenigen, der darin versinkt, sobald nicht wieder losläßt. Die Muselmänner verichten jedesmal ein Dankgebet, wenn sie das Schottgebiet passiert haben. Kapitän Roudaire schlug nun vor, die Landenge zwischen dem Schottgebiet und dem Mittelmeer zu durchstechen und durch diese zweiundzwanzig Kilometer breite Strecke einen Kanal zu graben. Dieser Kanal sollte nicht nur, indem er die Fluten des Mittelmeeres einführte, die gefährlichen Sümpfe aufheben, sondern auch das Wasser des Meeres in das ganze sogenannte Depressionsgebiet der Schotts leiten, das immerhin einen beträchtlichen Raum einnimmt und das 16—22 Meter unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liegt. Um das Schottgebiet herum ist der Boden so quellenreich, daß die Araber an die Existenz eines unterirdischen Meeres glauben, von dem sie die wunderbarsten Geistergeschichten erzählen. Durch die Ueberschwemmung des Depressionsgebietes hätte man immerhin ein beträchtliches Stück Land unter Wasser gesetzt und einen Verkehrsweg eröffnet. Allein neue Untersuchungen ergaben, daß die Landenge bei Gabes nicht aus Sand, wie man vermutet hatte, sondern aus sehr harten Schichten von Quarz und Sandstein besteht. Sodann berechnete man: Zum Füllen des Depressionsgebietes wären 270 milliard Kubikmeter Wasser erforderlich; es können aber nur jährlich 20—25 milliard Kubikmeter eingeführt werden, weil etwa 15—18 milliard jährlich verdunstet. Die Füllung des Depressionsgebietes würde sonach lange Jahre dauern. Dann wendete man ein, daß das Becken durch den Flugland stellenweise versanden und so die Schifffahrt gefährdet werden würde; andererseits aber sei eine Verdunstungsfläche von zwanzig milliard Quadratmeter nicht geeignet, die gewünschten klimatischen Veränderungen herbeizuführen.

Damit blieb die Sache liegen, trotzdem die Franzosen seitdem das tunesische Gebiet besetzt haben und ihnen sonach keine Schwierigkeiten von Seiten der Eingeborenen entgegenstehen. Man ist vielfach der Meinung, daß es sich lohnen würde, diesem Projekt abermals näher zu treten und zu untersuchen, ob es sich nicht dennoch verwirklichen läßt.

Dr. Chavanne, der Verfasser des bekannten großen Wertes über die Sahara, dem wir unsere Illustrationen entnommen haben, ist der Ansicht, daß die Projekte, welche Innerafrika durch Eisenbahnen erschließen wollen, mehr Aussicht auf endlichen Erfolg hätten, als die Ueberschwemmungsprojekte. Gerh. Kohns hat einen großen Plan ausgearbeitet, nach dem eine Eisenbahn von Tripolis über Mursuk und Kuka am Tjadsee, der wichtigsten Stadt des Sudangebietes, geführt werden soll. Dies ist der besuchteste Karavanenweg nach dem Sudan, der einem großen Höhenzug folgt und eine Menge von Däsen passiert. Die Franzosen sind noch kühner im Entwurf; sie haben eine Eisenbahn von el Aruat in Algier über das Wüstengebiet des Juat nach Timbuktu und von da nach der Mündung des Senegal ins Auge gefaßt. Man gedenkt die Schienenwege langsam von einem Ort zum nächsten fortzuführen und überall bewaffnete Vorposten, wie man die militärischen Stationen nennt, anzulegen. Beide Pläne sind kolossal gedacht, allein eben so kolossal sind die Schwierigkeiten, die ihnen entgegenstehen. Könnte einer von beiden ausgeführt werden, dann wäre Afrika erschlossen und es stände eine neue Periode voll ungeahnter Aufschlüsse und Aenderungen bevor. Aber wie und wann ausführen? Die Frage wird indes von den Franzosen eifrig studirt und die in Algier nach dem Süden zu sich richtende Bahn ist angefangen. Vorläufig bestreicht sie allerdings bloß algerisches Gebiet. Der Gedanke, Afrika durch eine Eisenbahn zu erobern, ist originell genug.

Wenn man übrigens bei der Prüfung dieser Projekte die Schwierigkeiten genau mit derselben professorenhaften Gewissenhaftigkeit aufzählen will, wie bei dem Ueberschwemmungsprojekt des Kapitäns Roudaire, dann kann man die Sache von vornherein an den Nagel hängen.

Wenn es nicht möglich ist, durch die Anlagen von modernen Verkehrsmitteln Zentralafrika dem Welthandel zu erschließen, so wird eben nach und nach langsam von den Küsten aus die Forschung weiter vordringen und es wird noch eine sehr lange Zeit dauern, bis die meisten Gebiete dem Verkehr zugänglich sind. Der wachsende Handel wird dabei zu statten kommen und ist auch gegenwärtig so ziemlich das einzige Mittel, die dem Verkehr mit Europa widerstrebenden Stämme heranzuziehen.

Wenn die europäischen Regierungen die Versuche, den Verkehr mit Innerafrika anzubahnen, nach Kräften unterstützen, so kann das seine guten Früchte tragen. Die Franzosen sind hierin mit gutem Beispiel vorgegangen. Während die unheilvolle Politik der Bourbonen und der Bonapartes von dem falschen Grundsatz ausging, daß ein starkes Frankreich bedingt sei durch ein schwaches Deutschland, sucht heute Frankreich seine Stärke in dem Erwerb von Kolonien und in der Anknüpfung von Beziehungen zu fremden Völkern. Die übrigen Staaten

könnten ihm darin nachzueifern, statt unter sich Kriege zu führen und stets gegeneinander gerüstet dazustehen. Wir sind keine Freunde gewaltfamer Eroberung, ob es nun europäische oder afrikanische Landstriche sind, die davon betroffen werden. Allein wenn sich die europäischen Regierungen vereinigen, um mit ihren gesammelten Kräften auf die Eröffnung des Verkehrs mit Innerafrika hinzuwirken, so könnte schon Vorteil genug dadurch erzielt werden, zumal die Schwierigkeiten keineswegs unüberwindlich sind. Dem alten, in vielen Beziehungen entkräfteten Europa durch Erschließung eines so reichen Landes, wie Zentralafrika zu sein scheint, und durch Hebung und Nutznießung von dessen Naturschätzen neue Lebenskräfte zuzuführen, scheint uns eine unseres Jahrhunderts würdigere Aufgabe, als etwa die Austragung des Streits zwischen Panzer und Kanone. Ob die nächste Zeit derartige staatliche Bestrebungen bringen wird? — Wer kann es wissen!

Blumauers Aeneis.

Säkularstudie von J. Stern.

Die Parodie und die Travestie, zwei sehr verwandte und darum häufig mit einander verwechselte Formen meist der komischen Poesie haben das gemeinsame, daß sie Nachahmungen irgend eines bekannten Gedichts sind, unterscheiden sich aber dadurch, daß die Parodie (wörtlich Nebengedicht) das nachgeahmte Gedicht auf einen andern Gegenstand überträgt, wogegen die Travestie (s. v. a. Umkleidung) denselben Gegenstand aber in anderer Weise behandelt und zwar in der Regel, indem sie ihn ins Lächerliche zieht. Ein „Lied vom Bier“ z. B., welches sich in die Form von Schillers Glocke kleidet (die leider schon so oft zu derlei Geschmacklosigkeiten profaniert worden ist) ist eine Parodie. Eine Travestie aber ist Blumauers Aeneis.

Der Regenbogen in seiner ganzen Pracht, urteilt ein Literaturhistoriker treffend, wirft einen Schatten, in welchem das ganze Farbenspiel des herrlichen Naturwunders zu erkennen ist, aber verblaßt und matt: so steht die römische Literatur der hellenischen zur Seite, alle Tinten derselben widerspiegelnd, aber abgeblaßt und matt. Hellas' und Roms Literatur verhalten sich wie Original und Nachahmung. Am deutlichsten tritt dies Verhältnis zutage in dem teilweise mit Recht vielgepriesenen Heldengedicht „Aeneis“ (die Aeneide) Virgils, das im Mittelalter und noch anfangs der Neuzeit als das vollendetste Werk der antiken Dichtkunst geschätzt wurde, bis die allgemeiner gewordene Bekanntschaft mit Homer solcher übertriebenen Geltung ein Ziel setzte.

Publius Virgilius Maro, geboren 70 v. Chr. im Flecken Andes (dem jezigen Dörfchen Piccolo bei Mantua), intimer Freund des Horaz, gehört wie dieser und die Dichter Catull, Tibull, Propertius und Ovid, dem augusteischen Zeitalter an. Sein gelungenstes Werk ist das Gedicht „Vom Landbau“ (Georgica), worin er mit vollständiger Sachkenntnis und reizender poetischer Anmut die verschiedenen Elemente der Arbeiten der italischen Landwirtschaft besungen hat. Weniger gut steht ihm die idyllische Dichtung zu Gesicht. In seinem Hirtengedicht (Bucolica) legt er à la Bertold Auerbach den Hirten Gedanken in den Mund, die man von diesen unmöglich erwarten kann. Virgils größter Ruhm gründet sich aber auf die Aeneis, mit welcher er, mit Homer wetteifernd und ihn nachahmend, ein römisches National-epos schuf oder, besser, zu schaffen beabsichtigte. Denn wie hätte in Rom, zur Zeit des Augustus, wo aller organische Zusammenhang der Bildung mit der ursprünglichen Sage und Mythologie des Landes auf immer zerrissen war, ein echtes Epos entstehen können? In zwölf Gesängen erzählt die Dichtung die Trefarten und Schicksale des trojanischen Helden Aeneas nach der Zerstörung Trojas und dessen Ankunft und Niederlassung an der Küste von Latium, und feiert denselben als Stammvater des römischen Volks und

des jüdischen Geschlechts, welchem der Kaiser Augustus angehörte. Schöne Einzelheiten, erhabene, malerische und rührende Stellen finden sich in der Dichtung, die beinahe aller epischen Kunstpoesie als Muster vorschwebte, in Menge; namentlich auch hat sie einen überaus harmonischen Versbau und eine Sprache von ungemeinem Wohlklang. Aber an die göttliche Einfachheit, Ursprünglichkeit und ruhige Größe der Ilias und Odyssee, an welche die Aeneis durch die Absichtlichkeit ihrer Nachahmung zu ihrem großen Nachteil allorts erinnert, reicht das Ganze nicht im entferntesten hinan. Statt einer naturwüchsigigen Helden-dichtung lieferte Virgil bei allem Aufwand guten Willens nur eine gemachte, ein Werk der Reflexion, kalt und ohne Lebensfülle, das noch dazu durch die erzwungene Beziehung auf Augustus als den angeblichen Sprößling des Aeneas, stark getrübt wird.

Daß Virgil selbst über den eigentlichen Wert seiner Aeneis in keiner Selbsttäuschung befangen war, verrät seine testamentarische Verordnung, das noch unveröffentlichte Werk den Flammen zu übergeben. Er bewies hierdurch eine größere Einsicht in das Wesen der wahren Poesie, als die lange Reihe von Männern, welchen die Aeneis ein Kanon der Dichtkunst gewesen. Noch Voltaire meint: „Homer hat den Virgil geschaffen, sagt man: Wenn das wahr ist, so ist dies ohne Zweifel das beste Werk Homers.“ — Zu den Spezialmängeln des Gedichts gehört ganz besonders die Charakteristik des Helden, der, weit entfernt, einen Nationalheros zu repräsentieren, viel besser zum Gründer eines Mönchsklosters als zu dem eines Reiches paßt, wie Saint-Evremond witzig aber treffend bemerkt. Er ist weich, sentimental und zu Tränen geneigt, zu fromm und zu tugendhaft, schwätzt zu viel, lauter Eigenschaften, die sich mit dem antiken Heldentum schlecht vertragen. Auch geht er gefährlichen Abenteuern lieber aus dem Wege, als daß er sie aufsucht, und ist überhaupt ohne eigene Initiative, muß vielmehr immer geleitet und von außen geschoben werden. Dieser Umstand mochte es vorzugsweise sein, der schon früh die Travestie gegen die Aeneis herausforderte. Eine solche, nicht in Worten, sondern in Farben — eine Karrikatur — ist uns in Herculaneum auf eine besonders populäre Stelle des Aeneis aufbehalten. Auf einer ernstgehaltenen Illustration jener Stelle war Aeneas als kräftig schöner Mann seinen alten Vater Anchises tragend dargestellt, während sein söhnlicher Askan an seiner anderen Hand ihm folgt. Wehmütig blickt er nach den Flammen Trojas zurück. Die Karrikatur reproduziert die nämliche Gruppe, aber die Menschen sind in Affen verwandelt. Großpapa Anchises sitzt als uralter, nackter, ernstblickender Affe, vor sich einen Kasten, worin die Penaten, auf der Schulter des großen, kräftigen Affen

Aeneas, der sich auch hier, aber mit tierischem Ernst, nach Troja umsieht. Statt des Schwerts trägt er einen ähulich gestalteten Affenschwanz. Als sehr puziges Messchen folgt der kleine Askani. Ein Mann, der seinen alten Vater auf dem Rücken aus der brennenden Stadt trägt, ist gewiß ein rührendes Bild, aber es ist ein Werk der Tugend, nicht heroischer Kraft und muß an dem Helden des Virgilschen Nationalepos fast so komisch wirken, wie wenn beispielsweise Agamemnon dargestellt wäre, wie er vor der Abfahrt der griechischen Flotte in Aulis seine Schwiegermutter zärtlich umarmt. Ueberschuß an physischer Kraft und eminenten Mut ist es, was an einem antiken Helden imponirt, und selbst wenn diese Eigenschaften zuweilen über den Strang der Moral schlagen, ist er uns lieber, weil er seinem Wesen mehr entspricht, als Wielandsche Tugendbolde, wie solche von Goethe in seiner Farce „Götter, Helden und Wieland“ so köstlich persifliert werden.

Die früheste Travestie in Versen auf die Aeneis soll von einem strassburger Lizentiaten der Rechte, Johann Georg Schmidt (1673 bis 1730) herrühren. Sie erstreckte sich auf sämtliche zwölf Bücher des Originals, war in Reimen abgefaßt und befand sich als Manuscript in zwei langen Folio-bänden der strassburger Bibliothek. Durch den Brand dieser Bibliothek von 1870 wird, wie E. Grisebach meint, dieselbe verloren gegangen sein. Der unmittelbare Vorgänger Blumauers war J. B. Michaelis, ein mit Gleim, Jakobi, Wieland und Lessing bekannter junger Literat, geb. 1746 in Bittau. Das Werk gedieh jedoch kaum bis zum Schluß des ersten Gesangs und verdient nur Erwähnung, weil ihm Blumauer die Form, Versmaß und Ueberschrift entlehnte.

Mloys Blumauer war den 21. Dezember 1755 in dem Städtchen Steier in Oberösterreich geboren, trat 1772 zu Wien in den Jesuitenorden, schlug sich, nach Aufhebung des Ordens 1773, als Privatlehrer kümmerlich durch, bis er eine Stelle bei der wiener Zensur erhielt, die er aber freiwillig niederlegte, als er 1793 die Gräfersche Buchhandlung übernahm. Er starb am 16. März 1798 an der Lungenfucht. Er wird als lang und hager geschildert und soll wegen seiner Witzworte und Impromptus der populärste Mann in Wien gewesen sein. Reich an Witz sind auch seine zahlreichen Gedichte, in denen er Bürger zum

Vorbild nahm und welche zuerst in dem von ihm und Matschly herausgegebenen Musenalmanach, dann gesammelt in mehreren Auflagen erschienen sind. Berewigt hat ihn aber nur seine Travestie der Aeneis. Der erste Band derselben umfaßte die vier ersten Bücher und erschien 1784. Im nächsten Jahre folgte der zweite Band mit dem fünften und sechsten Buch. Der dritte Band, umfassend die Bücher sieben, acht und neun, kam 1788 heraus. Ein gewisser Magister Schaber, der schon Ovid travestirend verhunzte, hat Blumauers Meisterwerk durch eine Fortsetzung verunstaltet, welche den geistreichen Witz Blumauers durch rohe Zynismen zu ersetzen sucht.

In lebhaftem Tempo tragt das feurige Rößlein der komischen Muse dahin, sprühend von Humor und satirischer Laune. An die Stelle des epischen Hexameters, wie er im Original wohlbe gründete Anwendung gefunden hat, in welchem wie mit der römischen Jamben getreten.



Die Wüste Sahara: Ahaggar-Tuareg.



Die Wüste Sahara: Araber-Frau und Mädchen.

der Gedanke würdevoll einherschreitet Toga bekleidet, ist die siebenzeitige Strophe in leichtfüßigen



Es war einmal ein großer Held
Der sich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er Ferkelgeld,
Als man die Stadt verbrannte,
Und reiste fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Kantiappe.

Schon dieser eine Vers der Travestie zeigt, daß sie die eine schwache Hauptseite des Virgilschen Gedichts, die nichts weniger als heldenhafte Charakteristik des Helden, durch Zeichnung des Aeneas als Feigling zu versifizieren sucht. Aber auch andere Blößen des Originals verspottet die Travestie köstlich. Im ersten Gesang z. B., wo Aeneas, im siebenten Jahre nach der Zerstörung Trojas, auf der Fahrt von Sizilien nach Italien, mit sieben Schiffen aus der zerstreuten Flotte nach Libyen verschlagen wird, begegnet diesem seine Mutter, die Göttin Venus, in verstellter Gestalt und belebt seinen Mut. Aeneas stellt sich ihr vor mit den Worten:

Ich bin Aeneas der fromme; dem Feind entrannte Penaten
Führ ich in Schiffen daher, mein Name reicht bis zum Aeter.*)

Diese Stelle ist eine von den vielen Nachahmungen Homers und zwar eine der mißratensten. Im Anfang des neunten Gesangs der Odyssee gibt sich Odysseus den fragenden Phäaken, deren Gastfreundschaft er schon mehrere Tage genossen hatte, mit den Worten zu erkennen:

Ich bin Odysseus, Laertes Sohn, durch mancherlei Listen
Unter den Menschen bekannt; und mein Ruhm erreicht den Himmel.

Was im Munde des Odysseus, besonders auch mit Rücksicht auf die Situation, gut klingt, klingt im Munde des Aeneas recht geschmacklos, großsprecherisch und eitel, besonders auch das Beiwort fromm, pias, daß sich Aeneas selbst zulegt. Die Travestie gibt diesen Vers folgendermaßen wieder:

Ich bin, sprach er, der fromme Held,
Aeneas, euch zu dienen,
Unüberwindlich in dem Feld
Und hinter den Gardinen;
Am ganzen Himmelsfirmament
Ist nicht ein Stern, der mich nicht kennt
Und meine Heldentaten.

Die Angeredete ist nicht, wie im Original, die verkappte Liebesgöttin, sondern — eine wahr sagende Zigeunerin. — Das pias gibt überhaupt dem Spötter reiche Gelegenheit, den Aeneas als frommen, stockgläubigen katolischen Ritter zu zeichnen, der sich u. a. in höchster Gefahr nach Loreto verlobt, bei einem Brande den heiligen Florian anruft und in einer bedenklichen Expedition sich mit dem Weihbrunnensessel statt mit dem Helm bedeckt, und da die Mission des Aeneas ist, Rom zu gründen, so wird aus einem Gründer des antiken Rom ein Gründer der römischen Hierarchie, wodurch die literarische Travestie zur schneidigen politischen Satire wird und wobei besonders die Confratres des Verfassers, die Jesuiten, schlecht wegkommen.

So mühseliges Werk war zu gründen das römische Reich.**)
Dieser im Originaltext zum geflügelten Wort gewordene Vers heißt bei Blumauer:

Kurzum, er hatte Teufelsnot,
Den Vatikan zu gründen.

Die Harpyen, welche mit unverschämtester Zudringlichkeit den Speisenden das Essen wegschnappen, sind bei Blumauer Bettelmönche, der einäugige Zyklop Polyphem, ist ein Großinquisitor:

Hier wohnt ein Riese, den man den
Großinquisitor nennet,
Er lebt vom Fett der Sterbenden,
Die er zum Spaß verbrennet;
Er hat ein einzig Auge nur
Im Kopf und haßt von Natur
Die Leute mit mehr Augen.

*) Sum pias Aeneas, raptos qui ex hoste Penates
Classe veho mecum, fama super Aethera notus.

I, 78—79.

***) Tantae molis erat Romanam condere urbem.

I, 33.

Der Menschenwürger jehent das Licht
Und spricht mit keiner Seele;
Er kennt vor Stolz sich selber nicht,
Sein Haus ist eine Höhle,
Worin der Unhold Menschen schliefst,
Um sie, sobald er hungrig ist,
Zum Mahle sich zu braten.

Ich selber sah ihn einstens zweien
Von meinen Brüdern braten,
Sah, wie sie braunten, prasselten
Und zitterten und baten;
Sah, wie er hin ans Feuer sich bog,
Den Dunst in seine Nase zog
Und Wohlgeruch ihn nannte.

Die Pfaffenmoral im allgemeinen wird in Helenus, des Apollo Hofkaplan, gezeihelt, der dem Aeneas folgende Lehren gibt:

Glaub selber nichts, doch laß die Welt,
Was du ihr vorschreibst, glauben;
Bringt jedermann dir selbst sein Geld,
So darfst du's ihm nicht rauben.
Sei Herr und nenne dich nur Knecht
Und bitte niemals um ein Recht,
Das du dir selbst kannst nehmen.
Such' in der Welt stets Finsternis
Mit Lichte zu vermischen,
So bist du deines Siegs gewiß:
Im Trüben ist gut fischen.

Wenn ihrer zweien sich zanken, sei
Der dritte, der sich freuet;
Nenn, was dir schadet, Kezerei,
Und dein, was man dir leihet.

Die Hölle (der Hades) besonders, wohin Aeneas, wie sein Vorbild Odysseus, bei lebendigem Leibe eine Fahrt macht, gibt dem satirischen Poeten Gelegenheit, seinem Sarkasmus nach verschiedenen Richtungen den Zügel schießen zu lassen. Statt Minos, Aeafos und Rhadamantus fungiren als Hölle Richter die berüchtigten Kasuisten Eskobar, Busenbaum und Sacher, welche die größten Verbrecher absolviren oder gelinde bestrafen, wenn sie mit Ablatzgeld gesühnt werden, während sie Kezern die schrecklichsten Strafen diktiren. Unter den Inassen der Hölle sind u. a.:

Der erste Menschenjäger, der
Gleich Tieren Menschen jagte,
Der erste weiße Teufel, der
Die armen Keger plagte,
Die standen beide glühend hier
Und riefen laut: „Ihr Schinder, ihr!
Lernt doch das jus naturae!“
Herr Höllebrand**), der einst die Herr'n
Im schwarzen Rod so plagte,
Und selbst der Liebe Predigern
Das Lieben unterlagte,
Der lag auf einem Felsen hier
Und ach, der Geier der Begier
Frißt ewig ihm am Herzen.
Und als ein zweiter Jupiter,
Mit nachgemachten Blitzen,
Muß hier auf seinem Throne sehr
Ein Franziskaner schwozen,
Für das erkund'ne Pülverden,
Das Menschen frißt zu tauenden
Und schwarz ist, wie sein Name.

Auch der Erfinder des Lottospiels und der erste Kartellträger beim Duell sind unter den Verdammten; ferner ein Jesuit, der zur Strafe, weil er die alten Klassiker verstümmelt edirte, selbst an Ohren, Nasen und Armen verstümmelt war; endlich auch eine Koppel wüthiger Fleischerhunde, die im Leben als Nachdrucker stets auf Autoren Jagd gemacht hatten, „daß allerunverschämteste Gezucht im Höllenschunde.“ Im Elysium, das als Schlaraffenland geschildert ist, wird die Reihe der Päpste von des Helden Vater Anchises, der bei Blumauer ein gewaltiger Trinker vor dem Herrn ist, meisterhaft charakterisirt. Hier besichtigt auch der fromme Ritter allerhand himmlische

*) Das Recht der Natur. — **) Pabst Hildebrandt.

Naritäten, als da sind: Pfarrer ohne Köchinnen, Poeten ohne Eitelkeit, Reiche, die das Geben freut u. s. w.

Außerst spaßhaft sind auch die Vorbereitungen zum Kriege im siebenten Buch geschildert. So wechselt schalkhafter Humor mit äzender Satire in buntem Durcheinander. Zu den Glanzstellen gehört der Kampf der vier Fakultäten in Gestalt von vier Luftballonen im fünften Buch. Eine hübsche Idee ist auch das Wettrennen mit den poetischen Pferden: Alexanders Buzephal, die Rosse des Achilles, der Rappe der Haimonskinder, Don Quixotes Rozinante u. Vortrefflich ist die Schilderung der Jama (der Personifikation des Gerüchts):

Miß Jama, da dies vorging, saß
Dabei nicht auf den Ohren;
Sie ward von Frau Kuriositas
Dereinst zur Welt geboren.
O hätte Madam Füziviz nur
Die unverschämte Kreatur
Im ersten Bad erkäufet!
Jetzt aber führt sie in der Welt
Ein skandalöses Leben
Und pflügt für ein geringes Geld
Sich jedem preiszugeben.
Ob's Tugend oder Laster sei,
Das ist ihr alles einerlei,
Sie profitirt von beiden.
Sie schämt sich nicht und schwadronirt
Herum in allen Schenken,
Hält jedem und prostituiert
Sich da auf allen Bänken.
Ein jeder Zeitungschreiber ist
Ihr Kunde, jeder Journalist,
Und jeder Kannegießer.
Die Wahrheit und die Lüge frist
Sie auf mit gleichen Freuden,
Und was sie wieder ausspeit, ist
Ein Trilassé von beiden.
Wenn man zuweilen Kriege führt,
Und eine Schlacht geliefert wird,
Dient sie auf beiden Seiten.
Sie haranguirt den Bösewicht
Und macht sich kein Gewissen,
Speit oft der Tugend ins Gesicht
Und tritt sie mit den Füßen;
Berrät, was Nachts ein Mädchen tat,
Frühmorgens schon der ganzen Stadt
Und schweigt von seinen Wegen.
Sie ist in täglich neuem Kleid
In allen Assembles;
Weiß oft die schalste Kleinigkeit
Zum Wunder aufzublähen;
Ist wandelmützig wie ein Weib
Und krönet oft zum Zeitvertreib
Den Schmierer zum Poeten.

Als komische Mittel weiß der Poet Hyperbeln und haarsträubende Anachronismen, wie auch derbe Cynismen, geschickt anzubringen. Als kostbares Geschenk überreicht Aeneas der Königin von Karthago, Dido, den Unterrock der Helena, den Schmuck der alten Hekuba und deren Augengläser. Die von Aeneas verlassene Dido sucht ihren Kummer durch die Lektüre von Werthers Leiden zu lindern und entschließt sich hernach zum Selbstmord. Der Gott Vulkan besprengt sich mit Weihwasser, bevor er in seine Werkstatt geht. Der Bauch des hölzernen Pferdes, in welchem sich Griechenlands Helden versteckt hielten, war von solcher Größe, daß das Heidelberger Faß ein Fingerhut dagegen war. Die Sprache des Gedichtes ist lebhaft, energisch, kräftig, der Ausdruck lebendig und malerisch, der Reim wohlklingend, musikalisch. Wenn je eine Travestie klassisch genannt zu werden verdient, so ist es Blumauers

Aeneis nach Gehalt und Form. Wieland war einer der ersten, welche dies einsahen; er weisagte dem Autor in einer Zuschrift: „Sie werden sich einen Ruhm erwerben, der allein hinlänglich wäre, die Eitelkeit zwanzig anderer Aspiranten zu befriedigen“. Diese Prophezeiung bewährte sich vollständig; Blumauers Travestie fand rasch die weiteste Verbreitung und wurde von den Zeitgenossen enthusiastisch aufgenommen, und noch jetzt ist sie eine Lieblingslektüre vieler, die den Virgil in der Ursprache lesen, und wie mancher Gymnasiast amüsiert sich heimlich damit und rächt sich an dem Original für die grammatikalischen Qualen, die ihm dieses bereitet. Minder günstig, vielmehr scharf verurteilend, äußerte sich dagegen Schiller über die Travestie. Er hatte von der Poesie im allgemeinen und speziell von der Virgil'schen Aeneide, die er zumteil bekannlich in freie Stenzen übertrug, eine zu hohe Meinung, um Gefallen an jener zu finden. In seinem Aufsatz „Ueber naive und sentimentale Dichtung“ heißt es: „Man sollte zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die sich an dem schmutzigen Witz (sic!) des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunsttrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimnis bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beides nicht mehr gereinigt ist“. Milder und anerkennender urteilt Goethe, obgleich auch er kein Freund von Parodien und Travestien war. „Wie ich ein Todfeind sey von allem Parodiren und Travestiren“, schreibt er einmal, „hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle und Große herunterzieht, um es zu vernichten“.

Man kann die Travestie mit der Circe vergleichen, welche die Menschen in Bestien verwandelte, ihre edle Gestalt verunstaltete und zur Mißbildung verzerrte. Aber vollkommenen poetischen Schöpfungen kann sie nicht schaden, mit ihnen verhält es sich wie mit den Gefährten des Odysseus, von denen es nach der Entzauberung heißt:

Als bald wurden sie Männer und jünger, denn sie gewesen,
Burden zugleich weit schöner an Wuchs und höher an Ansehn.

Die Travestie kann nicht bloß die Schönheit des Originals nicht trüben, diese wird vielmehr nach dem Lesen der Travestie nur um so glänzender strahlen. Litte die Virgil'sche Aeneis nicht an bedeutenden Schwächen, die Blumauer'sche würde gewiß die Schätzung derselben nicht vermindert haben.

Eine glänzende Verteidigung hat Blumauers Dichtung in einem Libell gefunden, betitelt: Virgilius contra Blumauer puncto labefactae Aeneidis (Virgils Klage gegen Blumauer wegen der gestürzten Aeneide). In der Götterversammlung will Zeus auf Blumauer zwei stammende Donnerkeile schleudern. Vulkan macht den Advokaten Virgils echt juristisch, Manas dagegen verteidigt Blumauer. Er liest das Buch vor, die Götter, Juno ausgenommen, hätten sich tot gelacht, wenn sich Götter totlachen könnten; der dicke Bacchus lacht, daß sein Sessel zusammenkracht, selbst Zeus kann die angenommenen Obertribunalsfakten nicht länger machen, pläzt los und erschüttert den Olymp statt mit Donnern durch Lachen, und endlich erfolgt sein Götterspruch:

Blumauer! rief nun Zeus, komm' her!
Küß mich! dein Freund ist Jupiter,
Hast's gut gemacht, du Schlingel!
Laß dich's nicht reu'n, besleiße dich
Und liefere bald was neues — ich
Pränumerir' auf alles.

Die moderne Wissenschaft und die neueste Reform unserer höheren Jugendbildung.

Von Bruno Geiser.

Wir befinden uns in einer Zeit allgemeinen Strebens und Drängens nach Reformen und Neugestaltungen der verschiedensten und wichtigsten politischen und sozialen Einrichtungen.

Auch die Regierungen streben mit, — und die Reichsregierung macht sogar allerlei Experimente, um sich an die Spitze der Reformbewegung zu schwingen. Was ist nicht alles schon

regierungsseitig reformiert worden: das deutsche Reich und die deutsche Orthographie, das Gerichtsverfahren und die Zollgesetzgebung, das Wahlrecht und die Krankenversicherung der Arbeiter!

Im vorigen Jahre ist denn auch die Schule an die Reihe gekommen; — die Art, wie das geschehen, ist meines Erachtens überaus interessant und lehrreich.

An die Voraussicht einer Schulreform knüpften sich seit Gründung des neuen deutschen Reiches hochgespannte Erwartungen und kühne Forderungen.

Welcher Art dieselben waren, darüber möge uns ein berühmter deutscher Gelehrter belehren, ein Mann, der als Repräsentant einer hochbedeutenden wissenschaftlichen Zeitströmung allezeit Gehör und Beachtung zu verlangen ein Recht hat.

Auf der im J. 1877 in München abgehaltenen 50. Naturforscherversammlung machte der hervorragendste Vertreter des Darwinismus in Deutschland, der jeneser Universitätsprofessor Häckel, zum erstenmale in gewissermaßen offizieller Weise den Anspruch der naturwissenschaftlich radikalen Weltanschauung auf die Herrschaft in den Schulen geltend. Nachdem er mit einer in der Tat erstaunlichen, für wissenschaftliche Leistetere und unwissenschaftliche Dunkelmänner schreckbaren Kühnheit die letzten Konsequenzen seiner Lehre gezogen, fuhr er fort:

„Die Einheit der Weltanschauung (oder der Monismus), zu welcher uns die neue Entwicklungslehre hinführt, löst den Gegensatz auf (?), welcher bisher zwischen den verschiedenen dualistischen Weltsystemen bestand. Sie vermeidet die Einseitigkeit des Materialismus, wie des Spiritualismus, sie verbindet den praktischen Idealismus mit dem theoretischen Realismus, sie vereint Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu einer allumfassenden, einheitlichen Geisteswissenschaft. Indem wir so die heutige Entwicklungslehre als einigendes, einheitliches Bindemittel der verschiedenartigsten Wissenschaften anerkennen, gewinnt sie die höchste Bedeutung nicht nur für die reinen, theoretischen, sondern auch für die praktischen, angewandten Disziplinen. Weder die praktische Medizin, als angewandte Naturwissenschaft, noch die praktische Staatswissenschaft, Jurisprudenz und Theologie, soweit sie Teile der angewandten Philosophie sind, werden sich fortan ihrem Einfluß entziehen können. Vielmehr sind wir der Ueberzeugung, daß sie sich auf allen diesen Gebieten als der bedeutendste Hebel, ebenso der fortschreitenden Erkenntnis, wie der veredelnden Bildung überhaupt bewähren wird. Da nun der wichtigste Angriffspunkt der letzteren die Erziehung der Jugend ist, so wird die Entwicklungslehre als wichtigstes Bildungsmittel auch in der Schule ihren berechtigten Einfluß geltend machen müssen; sie wird hier nicht bloß geduldet, sondern maßgebend und leitend werden.“

„Wir glauben aber, daß eine weitgreifende Reform des Unterrichts in dieser Richtung unausbleiblich ist und vom schönsten Erfolge gekrönt sein wird. Wie unendlich wird z. B. der wichtige Sprachunterricht an Bildungswert gewinnen, wenn derselbe vergleichend und genetisch betrieben wird! Wie wird sich das Interesse an der physikalischen Geographie steigern, wenn dieselbe genetisch mit der Geologie verknüpft wird! Wie wird die langweilige, tote Systematik der Tier- und Pflanzenarten Licht und Leben gewinnen, wenn dieselben als verschiedene Zweige eines gemeinsamen Stammbaums erklärt werden! Und welch anderes Verständnis werden wir vor allem von unserem eigenen Organismus erlangen, wenn wir denselben nicht mehr im trüben Zauberspiegel der Mythologie als das fingierte Ebenbild eines antropomorphen (menschlich gestalteten) Schöpfers, sondern im klaren Tageslichte der Phytogenie als die höchstentwickelte Form des Tierreichs erkennen; als einen Organismus, welcher im Laufe vieler Jahrmillionen sich allmählich aus der Ahnenreihe der Wirbeltiere hervorgebildet und alle seine Verwandten im Kampfe ums Dasein weit überflügelt hat!“

Daß es den Darwinianern ernst ist mit ihrer Forderung, dem Darwinismus sollen die Pforten der Schule geöffnet werden, beweist die Tatsache, daß Häckel auf der letzten Naturforscher-versammlung (1882), also, nachdem er fünf Jahre Zeit gehabt

hat, die Frage von neuem durchzudenken, womöglich mit noch mehr Entschiedenheit darauf zurückgekommen ist.

Hier sagte er u. a.:

„Angeichts der überraschenden Geschwindigkeit, mit welcher die Entwicklungslehre in den letzten Jahren sich ihren Eingang in die verschiedensten Forschungsgebiete gebahnt hat, dürfen wir hier die Hoffnung aussprechen, daß auch ihr hoher pädagogischer Wert immer mehr anerkannt und daß sie den Unterricht der kommenden Generationen ganz gewaltig vervollkommen wird. Wohl dürfen wir jetzt fordern, daß alle Unterrichtsgegenstände nach der genetischen Methode behandelt werden; dann wird auch die Grundidee der Entwicklungslehre, der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen überall zur Geltung kommen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß dadurch das naturgemäße Denken und Urteilen in weit höherem Maße gefördert werden wird, als durch irgendwelche andere Methoden. Zugleich wird durch diese ausgedehnte Anwendung der Entwicklungslehre eines der größten Uebel unserer heutigen Jugendbildung beseitigt werden: jene Ueberhäufung mit totem Gedächtnisraum, welche die besten Kräfte verzehrt und weder Geist noch Körper zur normalen Entwicklung kommen läßt. Diese übermäßige Belastung beruht auf dem alten unausrottbaren Grundirrtum, daß die Quantität der tatsächlichen Kenntnisse die beste Bildung bedinge, während diese in der Tat vielmehr von der Qualität der ursächlichen Erkenntnis abhängt. Wir würden es daher vor allem nützlich erachten, daß die Auswahl des Lehrstoffes in den höheren wie in den niederen Schulen viel sorgfältiger geschähe, und daß dabei nicht diejenigen Lehrbücher bevorzugt werden, welche das Gedächtnis mit Massen von toten Tatsachen belasten, sondern diejenigen, welche das Urteil durch den lebendigen Fluß der Entwicklungslehre bilden. Man lasse unsere geplagte Schuljugend nur halb soviel lernen, lehre sie aber diese Hälfte gründlicher verstehen, und die nächste Generation wird an Leib und Seele doppelt so gesund sein, als die jetzige.“

Viel bescheidener und weit weniger zukunftsicher sprachen sich andere, gleichfalls eine Reform im höheren Schulwesen für nötig erklärende Stimmen aus, — im großen und ganzen waren jedoch allgemach alle auch nur einigermaßen freidenkenden Leute darin einig geworden, daß durch Beschränkung der den alten Sprachen zugewendeten Zeit Raum gewonnen werden müsse für einen der Bedeutung unserer modernen Naturwissenschaften wenigstens annähernd entsprechenden Unterricht in den wichtigsten Zweigen derselben, sowie für eine Erweiterung des Unterrichts in der Mathematik und den neueren Sprachen.

Wie weit die alten Sprachen, Latein und Griechisch, an Terrain abzugeben hätten an die moderne Wissenschaft, darüber gingen die Meinungen sehr weit auseinander, ohne daß es zu klaren, ehrlichen Forderungen seitens der nach Reform Strebenden gekommen wäre.

Der Stand der Dinge war folgender*): Von rund 11 000 Schulstunden während des 9jährigen Gymnasialkursums entfielen auf das Lateinische seit Festsetzung des preussischen Gymnasiallehrplans von 1856 rund 3000, d. i. mehr als 32 Prozent der gesammten Unterrichtszeit; auf das Griechische rund 1760 Stunden oder 16 Prozent aller Unterrichtsstunden, während der deutschen Sprache und Literatur nur 840 Stunden gegönnt waren, also noch nicht der neunte Teil der Zeit für das Lateinische und noch nicht die Hälfte der für das Griechische; während ferner von den neueren Sprachen die französische mit 714 Stunden bedacht und die englische Sprache, welche im modernen Weltverkehr die erste Stelle einnimmt, völlig ignoriert ward. Mathematik und Rechnen wurde in 1168 Stunden traktiert; die gesammten Naturwissenschaften, „Naturbeschreibung und Physik“, fanden sich dagegen mit 588 Stunden, — ganzen 5 1/2 Prozent des Gymnasialunterrichts abgepeißt, — wogegen die Religion, welche schon in der Elementarschule weidlich einge-

*) Ich habe mich über denselben Gegenstand bereits früher in der N. W. ausgelassen; die hier vorliegende, übrigens völlig selbständige Arbeit schließt sich als eine Art Fortsetzung an jene ältere Abhandlung an.
D. Verf.

schärft und im Konfirmandenunterricht noch eindringlicher in die Köpfe gepflanzt wird, auch auf dem Gymnasium noch 840 Stunden in Anspruch nahm.

Bilden wir nun zwei Gruppen, zu deren einer wir Deutsch, Französisch, Naturbeschreibung und Physik zählen, als zweifellos notwendige Elemente einer wahrhaft zeitgemäßen, von religiösen und historischen Vorurteilen freien Bildung, während wir in der andern Gruppe Religion, Latein und Griechisch vereinigen, d. i. diejenigen Unterrichtsgegenstände, welche das A und D der ausschließlich auf dem Fundamente religiöser und historischer Vorurteile basirenden Bildung unserer Vergangenheit sind, so finden wir, daß auf die erste Gruppe, der Wissenschaft unserer Gegenwart und Zukunft, von den 11000 Unterrichtsstunden 2140, d. i. noch nicht 20 Prozent, indes auf die andere Gruppe, in der sich die Wissenschaft der Vergangenheit konzentriert, 6200,

also über 56 Prozent der ganzen Unterrichtszeit verwendet werden.

Bedenke man nun, daß beim Unterricht im Deutschen und Französischen, wie überhaupt bei der Unterweisung in modernen Sprachen, diejenigen wissenschaftlichen Errungenschaften sehr wohl mit Stillschweigen übergangen oder bestenfalls nur nebenbei erwähnt werden können, welche die Grundlage moderner Weltanschauung bilden, — ferner, daß auch bei der Naturbeschreibung solch' ein Ausweichen vor den neuen und sicherlich fast in allen ihren Teilen den Anhängern des Alten unbequemen Ergebnissen der Wissenschaft sich sehr leicht machen läßt, ja, daß es selbst bei der Physik ganz ebenso der Fall ist, — zumal der Unterricht in derselben erst in Sekunda begann, und zwar mit einer einzigen Stunde in der Woche, so wird man sich schwerlich des Verdachtes erwehren können, daß die wahrhaft zeit-



Eine neue Art von Goldfischen. (Seite 638.)

gemäße, religiös-philosophisch und historisch voraussetzungslose Wissenschaft noch sehr viel schlechter auf unsern höhern Bildungsanstalten weglommt, als das obige Zahlenverhältnis von nicht ganz 20 zu mehr als 56 Prozent angibt.

Unsere höhere Jugendbildung hat bisher aber nicht nur die mit der alten Bildung nicht harmonirenden Ergebnisse der Wissenschaft unserer Zeit, wo es nur irgend anging, ignoriert, sondern umgekehrt, wo es nur irgend sich tun ließ, hat man durch Lehrkräfte, welche man zu solchem Dienste gefügig zu halten verstand, in den deutschen Unterricht und in die Naturbeschreibung genau ebenso wie in den Geschichtsunterricht die Vorurteile und Voraussetzungen der Bildung der Vergangenheit eingeschwärzt.

Und zu dieser garnicht wegzuleugnenden Tatsache gesellt sich eine andere nicht minder bedeutsame.

So schlimm, wie es unserer modernen Wissenschaft auf den Gymnasien ergeht, ebenso schlimm ergeht es unserer schönen Literatur.

In meinem Besitze befindet sich ein Berg von Jahresberichten preussischer Gymnasien, denen ich zum Beweise vorstehender Behauptung ein paar kurze Notizen entnehme.

Auf dem Joachimstalschen Gymnasium in Berlin war im Winterhalbjahr 1863/64, — in jüngster Zeit ist es

um kein Haar anders geworden — der Schulunterricht in der Oberprima folgendermaßen bestellt:

Aufsätze, Vorträge. Aus der Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts 2 Stunden (wöchentlich). Elemente der Psychologie 1 Stunde.

Unterprima: Aufsätze, Vorträge. Dispositionsübungen. Aus der Literaturgeschichte vor der Zeit der Kreuzzüge. Lektüre aus Lessing und Goethe. 3 Stunden.

Obersekunda: Aufsätze, Vorträge, Dispositionsübungen. Maria Stuart. 2 Stunden.

Untersekunda: Lektüre von Schillers „Wallensteins Tod“. Aufsätze, Vorträge. 2 Stunden.

Im Sommerhalbjahr 1864 kam dazu:

Oberprima: Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Aufsätze, Vorträge. 2 Stunden. Elemente der Logik 1 Stunde.

Unterprima: Aus der mittelhochdeutschen Literatur. Aufsätze und Vorträge. Stücke aus Goethes „Wahrheit und Dichtung“. 3 Stunden.

Obersekunda: Aufsätze, Vorträge; Dispositionsübungen. Lessings „Nathan der Weise“. 2 Stunden.

Untersekunda: Lektüre von Schillers Gedichten und aus Colshorn und Gödecke (deutsches Lesebuch, 3. Teil). Aufsätze. 2 Stunden.

Aus diesen Angaben des Jahresberichts eines der vornehmsten preussischen Gymnasien erhellt, daß wir sehr wohl deutschen Studenten, die ihr Gymnasialabiturientenexamen mit aller Auszeichnung bestanden haben, begegnen können, die von der gesammten neueren deutschen Literatur von Klopstock und Lessing bis Gutzkow und Gottschall absolut nichts weiter gelesen haben, — von den für fromme Kinder zugeschnittenen Fragmenten der „Lesebücher“ gebührendermaßen zu geschweigen, — als etliche Gedichte Schillers, Nathan den Weisen, Wallensteins Tod, Maria Stuart, einiges aus „Wahrheit und Dichtung“ und vielleicht noch ein oder zwei Dramen von Lessing und Goethe. Von ersterem vielleicht eine Kleinigkeit aus der Dramaturgie und etwas vom Laokoon.

Bergegenwärtigt man sich nun, daß die Ueberhäufung mit Schularbeiten, besonders in den obersten Klassen des Gymnasiums, höchstens den begabtesten und gleichzeitig strebsamsten Schülern eine Spanne Zeit übrig läßt zur Privatlektüre von Werken deutscher Literatur; daß des weitern das bekanntermaßen flotte Burschenleben dem Studenten selten mehr Nuße gönnt, als zu den unumgänglichsten Fachstudien erforderlich ist, so wird man sich wohl nicht wundern, wenn der Verfasser dieser Ab-

handlung behauptet, daß er in allen Kreisen unserer gebildeten Welt, — unter Richtern, Aerzten, Gymnasiallehrern, höheren Beamten u. s. w., — keineswegs selten Leute gefunden hat, denen eine erschreckend große Zahl der vorzüglichsten Werke unserer eigenen Literatur nur dem Namen nach oder selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt waren.

Fügt man diese Vernachlässigung unserer schönen Literatur, dieses besten Duellgebietes von Erkenntnis und schöner Menschlichkeit, hinzu zu der Tatsache der rücksichtslosen Hintanzetzung der modernen Naturwissenschaften auf den Gymnasien, so wird man zu dem Urteile sich gedrängt sehen, daß ein sehr wesentlicher Teil unserer sogenannten Gebildeten in Betracht dessen, was hauptsächlich unsere Bildung ausmachen sollte, eine Art geistigen Botokudentums darstellt, dem man Verständnis für modernes Leben und Streben weder zutrauen noch zumuten darf.

Von diesem unsern Standpunkte aus hätten die Reformen des höhern Unterrichtswezens offenbar sehr weitreichende und tief eindringende sein müssen, — denn weiter Spielraum für die neuere deutsche, insbesondere die klassische Literatur und für die modernen Naturwissenschaften ist unsere Parole.

(Schluß folgt.)

Die Cholera.

Von Professor von Pettenkofer in München.

Die 13. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, mit ungefähr 100 000 Artikeln und 6000 Abbildungen auf 400 Tafeln und im Texte, in 16 Bänden, wovon bereits 5 vorliegen (jeder Band gebunden in Halbfranz 9 Mk. 50 Pf.), enthält folgenden von dem in der Ueberschrift genannten berühmten Hygienisten verfaßten Artikel, den wir unsern Lesern mit Erlaubnis der Verlags-handlung mitteilen:

Cholera (nach gewöhnlicher Annahme von dem griech. Worte Chole, Galle, nach andern von dem hebr. Worte Cholera, die böse Krankheit) bezeichnet überhaupt ein massenhaftes, rasch eintretendes Erbrechen und Laziren, einen Brechdurchfall. Dieser häufig vorkommende Zustand beruht auf sehr verschiedenen, die Magen- und Darmschleimhäute reizenden oder entzündenden oder die Nerven dieser Unterleibsorgane sonst erregenden Ursachen (Vergiftungen, Genuß unverdaulicher oder verdorbener Speisen und Getränke, Verletzung gewisser Nervenpartien u. s. w.). In den heißen Sommermonaten namentlich kommen solche Zustände alljährlich vor, die man unter Brechruhr, Sommer- oder europäischer Cholera (*Cholera nostras*), begreift und die nur ausnahmsweise sehr heftig wird, wenn überreiche weiße, reißwasserähnliche Entleerungen nach oben und unten mit Blauwerden und allgemeiner Kälte der Haut, Einfallen des Gesichts, Wadenkrämpfen, Unfühlbarwerden des Pulses und Heiserkeit der Stimme sich zeigen. Diese Symptome, welche meistens rasch vorübergehen und sehr selten zum Tode führen, kommen aber regelmäßig auch bei jener Form der Cholera vor, welche man die asiatische (auch epidemische, wandernde, indische u. s. w.) nennt, die gleichzeitig oft sehr viele Menschen in einem Orte ergreift und so gefährlich ist, daß in der Regel mehr als die Hälfte der davon Ergriffenen daran stirbt.

Der Verlauf der asiatischen oder epidemischen Cholera ist in der Regel folgender: Meist gehen tagelang Abgeschlagenheit, Verdauungsstörungen, namentlich schmerzlose wässrige Durchfälle (*Cholérine*) voraus; oft fehlen aber auch solche Vorboten, sodas das Uebel gleichsam blitzschnell befällt. Plötzlich, meist in der Nacht, treten stürmische und zahlreiche Ausleerungen ein, welche nur im Anfang noch aus gefärbtem Darminhalt, bald aber aus einer eigentümlichen reißwasserähnlichen, alkalischen, zahllosen Epithelzellen des Dünndarms sowie Fetttröpfchen, Blutkörperchen, Tripelphosphatkrystalle und verschiedene Pilzformen enthaltenden Flüssigkeit bestehen. Dazu gesellt sich reichliches Erbrechen, durch welches zuerst Mageninhalt und Galle, später aber gleichfalls eine reißwasserähnliche Flüssigkeit entleert

wird. Bei der sog. trockenen Cholera (*Cholera sicca*), einer besonders gefährlichen Form, die aber selten auftritt, fehlen die reißwasserähnlichen Ausleerungen gänzlich, weil der zeitig gelähmte Darmlanal die in ihm ausgeschwitzten Stoffe nicht auszutreiben vermag. Mit dem Eintritt der wässrigen Ausleerungen stellt sich ein quälender Durst, sowie ein beträchtliches Sinken der Eigenwärme und des Pulses ein, der Herzschlag wird matt, die Glieder, Nase und Ohren werden blau und leichtenalt, das Gesicht ist verfallen, die Augen tiefliegend, die Stimme wird heiser und klanglos, die Harnentleerung hört auf, es stellen sich schmerzhaft Krämpfe in den Waden und Füßen ein u. s. w. Endlich verschwinden, zuweilen unter Nachlaß der Ausleerungen, der Puls, der Herzstoß, sogar die Herzöne gänzlich und der Tod erfolgt gewöhnlich unter den Zeichen eines allgemeinen Blutstandes und einer Nervenlähmung (*Asphyktische Cholera*). Im glücklichen Falle aber kommen nach und nach die Körperwärme, der Puls und Herzschlag sowie die Harnentleerung wieder, Schlaf und Kräfte kehren zurück, die Stuhlgänge werden wieder gallenhaltig und säculent u. s. w. Oft aber tritt in diesem Zeitabschnitt (der Reaktionsperiode) eine eigentümliche Fieberkrankheit ein, welche dem Typhus ähnlich verläuft, das sog. Cholera-typhoid, das bisweilen wochenlang dauert und die Befallenen oft noch hinwegrafft.

Die Leichenöffnung der an der Cholera Gestorbenen zeigt zwei Haupterscheinungen: einen heftigen, mit massenhafter Ausschwizung verbundenen Darmkatarrh und eine beträchtliche Eindickung der gesammten Blutmasse mit ihren beiderseitigen Folgen. Im Darmrohr, zumeist auch im Magen, findet man eine reichliche, reißwasserähnliche Flüssigkeit, welche aus massenhaft ausgeschwitztem Blutwasser und zahllosen abgestoßenen Darmepithelien besteht. Die Darmschleimhaut selbst ist entzündet, zumeist blutig unterlaufen und stellenweise ihrer schützenden Decke beraubt; ihre Zotten und Drüschchen, oft auch die Gekrösdrüsen, sind angeschwollen und hervorstehend. Das Blut ist dunkelblaurot, mehr oder weniger eingedickt, in den höheren Graden daher teer- oder pechartig zähe. Es zeigt sich im Herzen angeschwollen, fehlt hingegen in den Haargefäßen, sodas das Zellgewebe, die Muskeln und andere Teile blutarm, trocken, zähe und unelastisch, die Haut grau und runzelig, die serösen Häute klebrig gefunden werden. Fast konstant sind die Nieren verändert und zeigen bei schweren Fällen die eigentümliche, unter dem Namen Eiweißniere bekannte Entartung, welche sich auch bei Lebzeiten durch Eiweißgehalt des Harns und Zurückhal-

tung des Harnstoffes im Blute kundgibt. Nach alledem scheint somit der wesentlichste Teil der Krankheit die übermäßige Ausschwitzung von Wasser aus den Blutgefäßen in die Höhle des Darmkanals zu sein, durch welche das Epithel der Darmschleimhaut ganz ebenso abgehoben und schließlich abgestoßen wird, wie bei einer Verbrennung der äußeren Haut die Oberhaut ebenfalls durch die aus dem Blute ausgeschwitzte Flüssigkeit abgelöst und zu einer Blase emporgehoben wird. Durch den raschen und übermäßigen Wasserverlust wird das Blut dickflüssig, bewegt sich langsamer und vermag nicht mehr die feinen Haargefäße zu durchdringen. Daher stößt der Atemprozess in der Lunge, es tritt Atemnot und Beängstigung wie beim Ersticken ein. Das Gehirn wird infolge der mangelhaften Blutzirkulation nicht gehörig ernährt, daher die Hirnsymptome. Da das eingedickte Blut an Masse sehr beträchtlich abgenommen hat, so fehlt allen Teilen der Haut ihre sonstige Fülle. Dazu kommt, daß alle noch sonst in den Geweben vorhandene Flüssigkeit von dem Blute begierig eingesogen wird, sodas die Haut förmlich einschrumpft und eintrocknet. Die blaue Farbe des Blutes erklärt sich aus der mangelhaften Atmung, denn nur der beim Atmen ausgenommene Sauerstoff färbt das Blut hellrot. Kurz, fast alle Symptome der Krankheit erklären sich ziemlich zwanglos durch die übermäßige Ausschwitzung von Flüssigkeit aus den Blutgefäßen der Darmschleimhaut.

Was die Entstehung und Verbreitungsweise der asiatischen Cholera anbetrifft, so ist dieselbe seit Jahrtausenden in gewissen Teilen Ostindiens (Niederbengalen, Malwa, Malabarhäfte) heimisch. Schon die Portugiesen haben nach Entdeckung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung Ende des 15. Jahrhunderts bei ihrer ersten Niederlassung in Goa die Krankheit dort angetroffen, ja sie wird in den Sanskritschriften (Susruta) mit allen Symptomen deutlich schon einige tausend Jahre vor Christus beschrieben und als großes Sterben, māha māri (lat. magna mors), bezeichnet. Die wesentlichsten Benennungen in den Sanskritschriften dafür sind vishūjika (Brechen und Abweichen, Brechrühr wie im Deutschen), alāsikā (Krämpfe, welche Ermattung und Starre herbeiführen), vilambhikā (Zusammenbruch, collapsus). Im Maharattischen heißt die Cholera mordeshin, auch modshi, eigentlich mōdashī, was auch Zusammenbruch ausdrückt. Französische Schriftsteller haben dieses maharattische Wort in mort de chien, Hundetod, verlehrt. Gleichwie die gesammte Symptomengruppe der Cholera durch gewisse mineralische und organische Stoffe (z. B. weißen Arsenik und giftige Schwämme) hervorgerufen wird, so nimmt man an, daß auch die asiatische Cholera durch einen spezifischen Infektionsstoff (wahrscheinlich einen niedrigen Organismus, Spaltpilz u. dgl.) hervorgerufen werde, den man aber bis jetzt noch nicht kennt, auf dessen Existenz man aber aus den Wirkungen, die er hervorbringt, schließt. Dieser Infektionsstoff ist ursprünglich ein Produkt des Bodens und des Klimas von Indien; aber obschon vom Boden Ostindiens stammend, ist er doch auch in andere Länder und Weltteile durch den menschlichen Verkehr verbreitbar (verschleppbar), wo er sich so lange erhalten und vermehren kann, als er gewisse örtliche Bedingungen vorfindet, deren er auch in seiner ursprünglichen Heimat bedarf. Die Eigenschaft der Cholera, in ihrer Verbreitung zugleich vom Verkehr und von örtlichen Ursachen (vom Boden und Drainageverhältnissen) abhängig zu sein, hat lange zu keinen richtigen Anschauungen über die Verbreitungsart derselben gelangen lassen. Anfangs fasste man die doppelte Abhängigkeit vom Verkehr und von der Decklichkeit den herrschenden Schulansichten entsprechend als etwas Gegensätzliches auf und dachte, daß die Cholera entweder vom Menschen, namentlich von Cholerakranken verbreitet werde, und dann sei sie eine ansteckende, contagiöse Krankheit, oder daß sie vom Boden stamme, und dann sei sie eine miasmatische Krankheit. Erst die Untersuchungen Pettenlofers haben 1854 darauf hingewiesen, daß beides notwendig zusammengehören könnte und sich nicht zu widersprechen brauchte. Auf diesem Grundgedanken, Cholerakeim und Choleralokalität beide zusammen als wesentlich zu betrachten und gesondert zu be-

handeln, ist die neuere Lehre von der Verbreitungsart der Cholera entstanden.

Selbst in Indien sind es nur wenige Bezirke, in welchen die Cholera ständig, endemisch vorkommt, und auch in diesen gibt es Zeiten, wo sie schlummert, wo nur sehr vereinzelte und wenige Cholerafälle vorkommen, denen dann wieder Zeiten folgen, wo sie häufig, epidemisch, vorkommen. Außerhalb der endemischen Bezirke scheint der Keim nach einiger Zeit, in ein bis zwei Jahren immer wieder abzustorben, und die epidemische Cholera bedarf zu ihrem Wiedererscheinen neuer Einschleppung. Daß das wenigstens in Europa der Fall ist, spricht sich jedesmal sehr deutlich im Fortschreiten der Epidemien von Osten nach Westen oder von Meeresküsten ins Innere aus. Ein schlagender Beweis für das Absterben des Keims nach einer abgelaufenen Epidemie und für die Notwendigkeit einer neuen Einschleppung ist das zeitliche Auftreten der Epidemien auf den Inseln Malta und Gozo im mittelländischen Meere, welche seit 1835 bereits siebenmal von Cholera heimgesucht waren. Die beiden Inseln liegen sich sehr nahe, haben ganz gleichen Boden und gleiches Klima, und haben sich auch jedesmal gleich empfänglich für die Krankheit erwiesen, Gozo verhältnismäßig sogar noch etwas mehr als Malta; sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Malta infolge seiner ausgezeichneten Häfen einen großen direkten Verkehr mit allen Ländern hat, während Gozo in Ermangelung jedes Hafens, ja selbst einer größeren Bucht, mit der ganzen übrigen Welt nur über Malta verkehrt. So oft nun Malta eine Cholera-Epidemie hatte, kam sie auch nach Gozo, aber jedesmal drei bis vier Wochen später als nach Malta, was sich nur mit der Annahme verträgt, daß der Cholerakeim in Gozo nicht schon etwa von vorausgegangenen Epidemien her schlummernd vorhanden war, sondern jederzeit erst aus Malta wiedergebracht werden mußte, denn sonst hätte die Cholera auf Gozo hier und da gleichzeitig, manchmal sogar früher als in Malta auftreten müssen. Es ist beachtenswert, daß die asiatische Cholera schon seit Jahrtausenden in Indien vorkommt, jedenfalls so alt ist wie die indische Kultur, daß sie aber doch erst im 19. Jahrhundert so um sich zu greifen und zu wandern anfing. Diese Tatsache hängt ohne Zweifel mit der Steigerung und namentlich mit der Beschleunigung des Verkehrs in und außer Indien zusammen. Das Erscheinen des ersten Dampfschiffes in den indischen Gewässern fällt in das Jahr 1826, das Erscheinen der Cholera in Europa ins Jahr 1831.

Neben dem Verkehr macht sich sowohl in Indien als außerhalb Ostindiens auch der Einfluß des Bodens und der Jahreszeiten sehr deutlich bemerkbar. Es gibt Orte, welche sich bei jeder Gelegenheit als sehr empfänglich für Cholera erweisen, und andere, welche ihr auffallend und andauernd Widerstand leisten, wenn die Krankheit aus benachbarten, epidemisch ergriffenen Orten auch mehrfach und wiederholt eingeschleppt wird. Unter den nichtempfänglichen (immunen) Orten in Europa ist eines der merkwürdigsten Beispiele die große Fabrik- und Handelsstadt Lyon in Südfrankreich, durch welche sich ununterbrochen der lebhafteste Verkehr zwischen zwei Hauptzweigen der Cholera, zwischen Marseille und Paris, zieht. Selbst 1849, wo ein Aufstand war und Lyon von Regimentern, welche aus Marseille und Paris die Cholera mitgebracht hatten, belagert, erobert und besetzt wurde, ging die Krankheit nicht auf die Bevölkerung der Stadt über.

Orte in Gebirgen und Gebirgstälern werden viel weniger und seltener ergriffen, als in der Ebene, aber auch da kommen ausgedehnte, oft von sehr armer Bevölkerung bewohnte Distrikte vor, welche verschont bleiben, so oft die Cholera in ihrer Umgebung herrscht, z. B. die Moor- und Malaria-distrikte an der Donau in Bayern und zwischen Spree und Havel in Sachsen. Sehr häufig wird beobachtet, daß ein und derselbe Ort Teile hat, welche ebenso regelmäßig von Cholera stark zu leiden haben, als andere Teile des nämlichen Ortes ebenso regelmäßig verschont bleiben. Die örtliche Immunität kann zweierlei Ursachen haben: Bodenbeschaffenheit und Grundwasserverhältnisse. Orte

oder Ortsteile, welche auf Alluvialboden, in Mulden oder an steilen Abhängen liegen, zeigen sich für Cholera-Epidemien viel empfänglicher, als Orte, welche auf einem für Wasser und Luft undurchdringlichen Boden, z. B. auf kompakten Felsen oder auf der Höhe zwischen zwei Mulden, auf einem Kämme liegen, wenn dieser auch nicht aus Felsen, sondern aus porösem Boden besteht. Im ersteren Falle ist die Bodenbeschaffenheit, im zweiten die Drainage entscheidend.

Wenn man das gruppenweise Auftreten von Ortsepidemien in einem größeren Umkreise, in einem ganzen Lande verfolgt, so findet man, daß sich dieselben nicht nach Landstraßen, Eisenbahn- und Schifffahrtslinien aneinanderreihen, sondern daß sie sich nach den natürlichen Drainage-Gebieten, nach Fluß-Gebieten hauptsächlich gruppieren. Da man gegen den Einfluß des porösen Bodens und seiner wechselnden Durchfeuchtung (des Grundwassers) immer das Vorkommen von Cholera-Epidemien auf Malta und auf dem Felsen von Gibraltar geltend machen wollte, reiste Pettenkofer (1868) eigens dahin und fand, daß die Stadt Gibraltar nicht auf einem kompakten Felsen, sondern auf einer Böschung von roter Erde liegt, welche sich an den sehr zerklüfteten steilen Felsen lehnt und sehr viel Wasser schluckt und zurückhält, sodaß in der Stadt mehr als hundert gegrabene Brunnen sind, deren Spiegel viel höher als der Meeresspiegel ist. Der Felsen von Malta saugt wie ein Schwamm Flüssigkeit an, ist so weich, daß er mit der Säge und dem Messer geschnitten wird, und so porös, wie der Sand von Berlin, dem nur der Zusammenhang fehlt, um malteser Felsen zu sein.

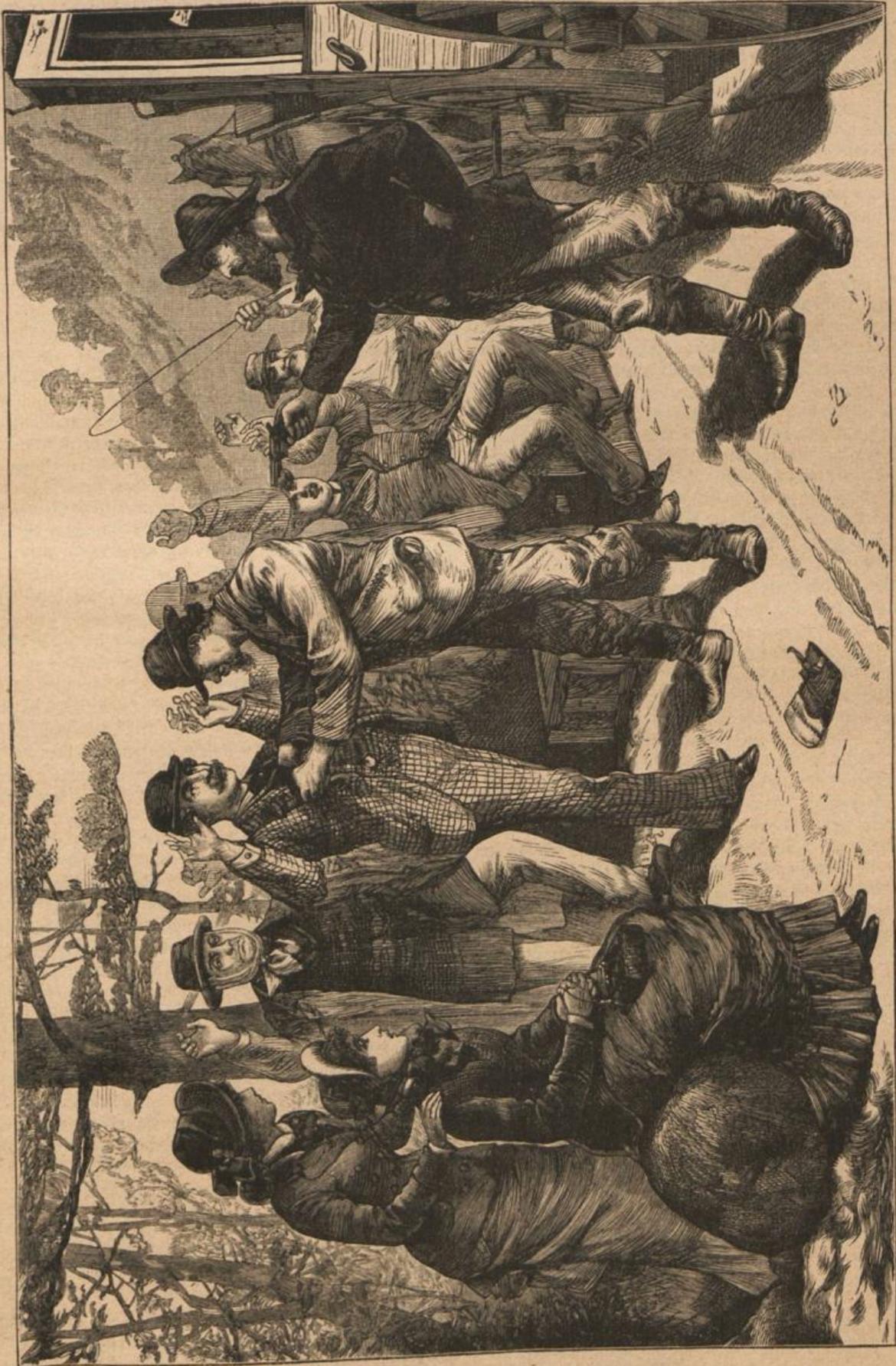
Die Cholera-Epidemien kommen und gehen in ihrer Heimat sowohl als auch außerhalb derselben sehr regelmäßig mit den Jahreszeiten. Unter den verschiedenen Einflüssen der Jahreszeit macht sich aber nicht Wärme und Kälte als das Entscheidende geltend, denn sonst könnte die Cholera nicht vom Indischen bis zum Eismeer, von Kalkutta bis Archangel vorkommen, sondern es sind die Regen- und die davon abhängenden Grundwasserhältniße. In Niederbengalen (Kalkutta), wo während der Regenzeit vom Mai bis Oktober etwa 150 Centimeter Regen fallen, trifft das Maximum der Cholera regelmäßig auf den April, das Minimum auf den August. Beide Monate haben gleiche mittlere Temperatur, aber der April ist der Gipfel der heißen trockenen und der August der der heißen nassen Jahreszeit. Im Nordwesten Indiens, im Pendschab (Lahore), herrscht fast dieselbe Hitze wie in Bengalen, da fallen aber in der gleichen Regenzeit nur etwa 50 Centimeter Regen. Während in Niederbengalen die Cholera immer zugegen ist, bleibt das Pendschab oft viele Jahre hintereinander von Cholera-Epidemien frei, und wenn sie auftreten, zeigen sie sich da hauptsächlich während der Regenzeit. Es scheint daher gerade ein gewisser Wassergehalt des Bodens und eine gewisse Schwankung erforderlich zu sein. Auch bei den Epidemien in Europa tritt der Eintritt gewisser Monate und Zeiten sehr deutlich hervor: da sind Sommer- und Herbst-Epidemien die Regel, Winter-Epidemien die Ausnahme, und der Frühling (März, April und Mai) bleiben immer fast ganz frei.

Das Vorkommen der Cholera auf Schiffen und die allerdings nur äußerst selten vorkommenden Schiffe-Epidemien schienen lange ein Beweis gegen die Abhängigkeit von Boden und Grundwasser für die Cholera zu sein, bis es zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht wurde. Es ergab sich, daß auch auf Schiffen die Cholera stets von einem Infektionsstoffe abgeleitet werden muß, der nicht von den Personen ausgeht, welche auf dem Schiffe erkranken, sondern vom Lande stammt. In Indien wurden nähere Untersuchungen über das Vorkommen der Cholera auf Schiffen angestellt. Man benutzte dazu wesentlich die starke Auswanderung von Kulis, welche seit einer Reihe von Jahren auf zwei Linien erfolgte: auf der Linie Kalkutta-Mauritius mit 105 382 Personen und auf der Linie Kalkutta-Amerika mit 72 681 Personen. Bryden faßt seine Erfahrungen in den Worten zusammen: „Man beobachtet, daß die Mannschaft auf Schiffen, wenn sie von verschiedenen Orten auf dem Lande herkommt, keine Gemeinschaft des Erkrankens zeigt, indem

sich die Cholera auf diejenigen beschränkt, welche aus einem bestimmten Quartiere eingeschifft sind.“ Es kommt auf den Truppentransportschiffen oft vor, daß einmal nur Matrosen erkranken und die Soldaten freibleiben, das aber einmal umgekehrt, ja daß von verschiedenen Truppenteilen aus verschiedenen Quartieren auf dem Schiffe nur ein Teil von Cholera befallen wird, die andern trotz innigster Berührung mit den Kranken ganz frei davon bleiben.

Ein fernere Eigentümlichkeit der Cholera, welche sie jedoch mit allen epidemischen Krankheiten teilt, ist die ungleiche Empfänglichkeit der Individuen (individuelle Disposition) dafür, so daß bei gleicher Infektionsgelegenheit die einen schwer, die andern leicht, die Mehrzahl gar nicht erkranken. Schwächliche und schlecht genährte Personen, deren Organe sehr wasserhaltig sind, haben die größte Disposition, an Cholera zu erkranken. Ebenso wird die Disposition durch alle Umstände gesteigert, welche auch sonst einem Individuum Diarrhöe verursachen. Sehr konstant verschieden ist die Disposition in verschiedenen Altersklassen. Das Alter von sechs bis zwanzig Jahren wird am wenigsten ergriffen; bei jeder Epidemie überrascht die verhältnismäßig geringe Zahl von Todesfällen unter der schulpflichtigen Jugend. Vom 40. Jahre an steigt die Disposition. Genauere Untersuchungen haben ergeben, daß diese Unterschiede weniger in einer absoluten Unempfänglichkeit, als in den höhern und niedrigeren Graden der Erkrankung bestehen. Dem epidemischen Einflusse ausgesetzt erkranken ziemlich gleich viel, etwa die Hälfte, aber die einen nur an leichten Diarrhöen, welche in der Regel keine weitere Beachtung finden und nicht gezählt werden, die andern an den schweren Formen, welche so häufig zum Tode führen.

Als Hauptfaktoren der Cholera-Verbreitung kann man demnach drei betrachten: 1) den Verkehr mit Choleraarten, welcher den spezifischen Infektionsstoff (Cholerakeim) verbreitet, 2) die individuelle Disposition, 3) die lokale (örtliche und zeitliche) Disposition, und man kann in diesen drei Richtungen auf Mittel denken, der Ausbreitung der Krankheit entgegenzuarbeiten. Um der Verbreitung des spezifischen Keims entgegenzuwirken, müßte man den Keim selbst kennen oder doch genau wissen, wo er bei der Verbreitung den Sitz hat. Die Partei der Kontagionisten, welche die Cholera als eine von der Lokalität unabhängige Krankheit erklären und den menschlichen Organismus und namentlich den der Cholera-kranken als Entwicklungsheerd betrachten, nehmen den Sitz in den Ausleerungen der Kranken oder selbst auch der Gesunden, welche aus Choleraarten kommen, an und glauben durch Isolierung der Kranken von den Gesunden und durch Desinfektion aller Exkremente und sonstigen Abgängen von Cholera-kranken prophylaktisch wirken zu können. Die Einrichtungen der Kordons, der Quarantänen und die verschiedenen Desinfektionsmaßregeln beruhen darauf. Der Erfolg hat aber bisher die Wichtigkeit ihrer Voraussetzungen nicht bestätigt. Die Kordons wurden beim ersten Auftreten der Cholera in Europa in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts vielfach angewandt, aber als ganz nutzlos für immer aufgegeben. Auch die Quarantänen für den Schiffsverkehr haben nichts bezweckt. Man könnte denken, die Erfolglosigkeit rühre von mangelhaften Einrichtungen her, aber niemand kann angeben, wie man einen Kordon besser machen könne, als den zwischen Preußen und Rußland 1832, oder eine Quarantäne besser, als die in Malta 1865 war. Namentlich letztere war so gut eingerichtet und so rechtzeitig in Tätigkeit gesetzt, als man nur wünschen konnte; zudem war der durch sie zu beherrschende und zu schützende Punkt so isoliert und klein, wie es bei einer Landquarantäne oder einem Kordon gar nicht denkbar ist: und doch entwickelte sich die Cholera 1865 auf der ganzen Insel genau so, wie sonst ohne Quarantäne auch. Während der Cholera-Epidemie in München von 1873/74 wurde auf Isolierung der Kranken und auf die Desinfektion aller Aborte, namentlich beim Militär in den Kasernen, die größte Sorgfalt verwendet. Als man aber zuletzt die Resultate beim Militär, wo Isolierung und Desinfektion in der denkbar besten Weise durchgeführt waren, mit dem Resultate



Pottränker in Colorado. (Seite 638.)

beim Zivil, wo sehr viel nicht oder nur höchst mangelhaft geschah, verglich, zeigte sich nicht der geringste Unterschied zu Gunsten des Militärs. Da München, welches bereits zweimal (1836 und 1854) kurzdauernde Epidemien hatte, diesmal einen zehn Monate umfassenden, in zwei Teile, in eine Sommer- und in eine Winterepidemie getheilten Verlauf der Krankheit hatte, und die Desinfektion in allen Häusern während der Sommerepidemie bloß angeraten, aber nicht obligatorisch geboten war, hingegen allgemeine Zwangsdesinfektion in der ganzen Stadt während der Winterepidemie polizeilich angeordnet und überwacht war, so bot sich eine gute Gelegenheit zum Vergleich. Die Epidemie, bei welcher gleich anfangs allgemeine Zwangsdesinfektion angeordnet wurde, die Winterepidemie, dauerte viel länger, und forderte viel mehr Menschenopfer, als die vorausgegangene Sommerepidemie. Auch die Isolierung der Kranken von den Gesunden hatte nicht den geringsten Einfluß auf den Verlauf der Epidemie, und es zeigte sich nur in vielen Tatsachen, daß die Infektion nicht von Cholera-kranken, sondern hauptsächlich von der krankmachenden Choleralokalität ausstrahlte. Wo die Resultate besser scheinen, wo angegeben wird, daß ein Land oder eine Stadt durch Kordonn, Quarantänen oder Desinfektionen vor Cholera bewahrt worden sei, fehlt jeder Nachweis, daß dies nicht durch den Mangel der örtlichen oder zeitlichen lokalen Dispositionen bewirkt worden sei, welcher Mangel alle diese kostspieligen Maßregeln überflüssig macht. Dieselben Belege für die Erfolglosigkeit aller auf kontagionistischer Grundlage ruhenden Maßregeln ergeben sich auch aus den offiziellen Berichten des Medizinalreferenten der indischen Regierung, Dr. James Cuninghame, seit 1871, sowie aus den Untersuchungen von Dr. Bryden und Douglas Cuninghame und Timothy Lewis. Aus den vielen gründlichen Untersuchungen der beiden letzteren geht namentlich auch hervor, daß die Lokalisierung des Cholerakeims in den Excrementen, welche vielfach angenommen wird, auf keinerlei Art nachweisbar ist.

Einer der wesentlichsten ätiologischen Faktoren ist erfahrungsmäßig die Verunreinigung des Bodens durch die Abfälle des menschlichen Haushalts. Regelrechte Kanalisation und reichliche Versorgung mit reinem Wasser, Entfernung aller Senk- oder Versäzgruben, überhaupt aller Gelegenheiten, welche den Boden unserer Wohnstätten bisher allgemein mit allzu reichlicher Nahrung für das organische Leben in ihm versehen haben, Befestigung der Stauungen für den Abfluß des Wassers auf der Oberfläche und unter derselben, wodurch zeitweise so große Schwankungen im Feuchtigkeitsgehalte des Bodens eintreten: das sind die Mittel gegen die Cholera-Epidemien. Daß dieselben wirklich gegen Cholera-Epidemien helfen, davon liegt der Beweis in den Städten vor, welche in neuerer Zeit viel in dieser Richtung gethan haben, und in ihrem Verhalten zu Cholerazeiten jetzt im Vergleich gegen früher. Die geringe Ausdehnung und die geringe Intensität der Cholera in England 1866, die Nichtbeteiligung Englands an den späteren Cholera-Epidemien des benachbarten Kontinents gegenüber den zahlreichen und heftigen Epidemien, welche England in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren hatte, sind ein Beweis, daß man praktisch auf dem rechten Wege ist. Auch deutsche Städte können bereits zum Beweise herangezogen werden. So oft im Regierungsbezirke Danzig überhaupt die Bedingungen zu Cholera-

Epidemien gegeben waren, war die Stadt Danzig ein Hauptsitz der Krankheit, und 1873 war die Cholera im Regierungsbezirke so heftig wie sonst, ja sie rückte bis vor die Tore der Stadt in die Dörfer Heubude und Strohteich, aber in der Stadt Danzig selbst ging es diesmal mit etwa hundert Fällen ab, von denen die Mehrzahl, namentlich lokal gehäufte Erkrankungen, fast ausschließlich auf Häuser trafen, welche ihr altes Senkgrubensystem noch beibehalten hatten.

Hinsichtlich der Prophylaxis der Cholera ist schon oben bemerkt, daß alle bisher ergriffenen internationalen Schutzmaßregeln, insbesondere die verschiedensten und energischsten Absperrungsversuche durch Militärkordonn, Quarantäne u. s. w., die Einschleppung und Verbreitung der Cholera nicht haben hindern können, da eine absolute Absperrung bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen unmöglich erscheint, eine nichtabsolute aber völlig nutzlos und illusorisch ist, weil der spezifische Krankheitskeim durch den unvermeidlichen persönlichen und sachlichen Verkehr doch importirt wird, und sich auf dazu disponirtem sog. siechhaften Boden vermehrt. Gleichwohl ist es geboten, zu Cholerazeiten den Verkehr mit infizirten Orten, den Zusammenfluß größerer Menschenmassen bei Volksfesten, Jahrmärkten, Wallfahrten, Prozessionen u. s. w. nach Kräften zu verhindern; ebenso müssen größere Truppenbewegungen, wenn nicht taktische Gründe im Kriege dazu zwingen, ganz unterbleiben.

Was die individuellen Vorsichtsmaßregeln anlangt, so kann sich der einzelne sehr wohl vor der Krankheit schützen, wenn er beim ersten im Orte eintretenden und wirklich konstatarnten Cholerafall sofort in eine entfernte gesunde Gegend reist und nicht eher wieder heimkehrt, als bis die Krankheit völlig erloschen; reist er jedoch zu spät ab, so kann er schon den Cholerakeim in sich aufgenommen haben; kehrt er zu früh zurück, so scheint er, vielleicht durch die umgeänderte Lebensweise, sogar empfänglicher für das Choleragift geworden zu sein. Für diejenigen, welche den infizirten Ort nicht verlassen können oder mögen, verdient die strengste Beobachtung von Mäßigkeit und Vorsicht jeder Art, insbesondere durch Vermeiden von Erkältungen, Diätfehlern und allen Exzessen, das meiste Vertrauen. In keiner Weise ändere man seine gewohnte Lebensweise, wenn sie sonst normal und vernünftig ist. Abgesehen davon, daß man jede unnütze Berührung mit Kranken meiden und sich nicht mutwillig durch Benutzung fremder Aborte der Gefahr einer Ansteckung aussetzen soll, vermeide man sorgfältig alles, was erfahrungsgemäß leicht dünnen Stuhlgang bewirkt, zumal schwer verdauliche Speisen sowie saftreiche, durch ihren Wasserreichtum leicht Durchfall erregende Früchte (Pflaumen, Gurken, Melonen). Als Getränk wähle man ein Glas guten Rotwein, Rum oder kräftiges, nicht junges Bier; schlechtes Bier dagegen ist sehr schädlich. Weiterhin ist Warmhalten der Füße und des Leibes durch Flanell und wollene Leibbinden dringend anzuraten. Auch beim leichtesten und anscheinend unbedächtigsten Durchfall schide man sofort zum Arzte, weil sich eine leichte Diarrhöe leicht in eine Cholera-diarrhöe mit nachfolgendem Anfall umwandelt, lege sich zu Bett, trinke einige Tassen heißen schwarzen Kaffee oder Pfefferminztee und nehme von den „Cholera-tropfen“, die man sich im voraus von seinem Arzte verschreiben lassen muß. Die Behandlung der wirklich ausgebrochenen Krankheit selbst darf indes unbedingt nur Sache des Arztes sein.

Um Wahrheit.

Novelle von Reinhard Aern.

(Fortsetzung.)

Die Hausfrau neigte befriedigt ihr Haupt und schaute triumphierend und ein wenig spöttisch zu dem Pastor hinüber, auf den sich jetzt aller Blicke richteten, da ihnen die Worte Köstlins und die völlig unerschütterte Sicherheit, die er bewahrte, deutlich genug bewiesen, daß der geistliche Herr noch gar keine Ursache hatte, sich eines leichten Sieges zu freuen.

Der Pastor, auf dessen Stirn sich dicke Wolken des Unmuts niedergelassen hatten, während Köstlin redete, wollte auch sogleich antworten, diesmal kam ihm aber sein Amtsbruder, der Superintendent, zuvor. Diesen hatte die Anschuldigung Köstlins bezüglich der uralten theologischen Ueberhebung gewaltig geärgert, — darum mußte er selbst eine, wie er meinte, den frechen Angreifer vernichtende Frage stellen:

„Und die göttliche Offenbarung, Herr,“ sagte er mit so lauter Stimme, als wenn er von der Kanzel der größten Kirche des Landes herab predigte, — „die göttliche Offenbarung, gilt sie Ihnen nichts, garnichts?“

„Die göttliche Offenbarung — gewiß, — das ist der Prüfstein und das Alpha und Omega aller Weisheit,“ pflichtete eifrigt der Kandidat bei.

Der Pastor biß sich auf die Lippen, ihm kam dieser Succurs augenscheinlich sehr ungelegen. Aber er wußte an das durch des Superintendents Zwischenrede Gegebene anzuknüpfen:

„Zu allen Zeiten hat es gottbegnadete Menschen gegeben, denen die rechte Erkenntnis eingepreßt war in die Seele, — nicht immer und nicht ausschließlich sind es Theologen gewesen, über manchen, der es nicht ahnte, hatte sich der heilige Geist göttlicher Offenbarung ausgegossen, und dieser ward ein großer Gelehrter, der der Wissenschaft neue, nie betretene Bahnen wies, indes der andere ein mächtiger Priester, ein Reformator und Religionsstifter wurde, der den im Kampfe ums Dasein verzagenden Menschengemütern den trostreichen Pfad zum Himmel wies. Für diese göttliche Begnadung sind tausend Zeugen aufgestanden seit Christus gekommen ist auf Erden, und wer von uns des Lichtes der Offenbarung des Allerhöchsten gewiß ist, der darf nicht nur, der hat die heilige Pflicht, hinzutreten vor alle Welt und freudig zu bekennen, ich weiß, daß Gott der Herr in allem, was da ist, wirkt und auch in mir lebendig ist. Und die Wissenschaft — sie mag die Spuren des göttlich Offenbarten verfolgen, dann wird sie nicht Jahrtausende wie bisher im Dunkeln tappen und tasten, dann wird ihre Bahn ein Triumphzug sein von Erkenntnis zu Erkenntnis. Aber wehe ihr, wenn sie fortfährt, wie sie mit ihrer Abkehr von der Theologie, mit der sie noch vor wenigen Jahrhunderten zu schöner Harmonie verbunden war, getan, sich zu bemühen, den christlichen Glauben als Wahn, als abschwörensverten Irrtum darzustellen. An dem Felsen Petri müßten sie zerbrechen und elend zugrunde gehen, um dereinst der wahren gottesfüllen Wissenschaft doch endlich das Feld frei zu machen.“

Der Pastor schwieg. Der Superintendent nickte höchst befriedigt und der Kandidat rief wieder sein: „Herrlich — ausgezeichnet.“

Die anderen Herren verhielten sich diesmal so ziemlich passiv. Der Rittmeister hatte sich das Monocle ins Auge gekniffen und ließ von einer der drei Damen, die ihm gefielen, zur andern, verliebte, und, wie er meinte, verführerische Blicke schweifen. Aber mit sehr wenig Erfolg, — denn die Damen folgten immer noch mit größter Aufmerksamkeit der Disputation.

Um Köstlins Lippen hatte sich der Ausdruck herben Spottes gelagert.

„Gibt es ein Zeichen, woran man die wahrhaft Gottbegnadeten erkennt?“ fragte er.

Der Pastor runzelte die Stirn.

„Ich verstehe nicht, was diese Frage soll — —“ antwortete er.

„Nichts weiter, als Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit geben, zu entwickeln, wie man wirkliche Gottesoffenbarung von eingebildeter, die wahren von den falschen Propheten unterscheiden kann. Oder ob Ihr Gott ein Proteus ist, der sich in den Muhamedanern muhamedanisch, in den Chinesen buddhistisch, in den Christen christlich, ja noch mehr, je nachdem, was für Christen es sind, in den einen sich römisch-katholisch, in der andern lutherisch, kalvinistisch, griechisch-katholisch, wiedertäuferisch, puritanisch, menonitisch, mormonisch u. s. w. ins unendliche und nach jeder Richtung hin verschieden offenbart hat; ob ferner, — bitte, gestatten Sie mir noch wenige Worte,“ unterbrach sich Köstlin, der sich wieder warm geredet hatte, als er die lebhafteste Bewegung bemerkte, die sich der Theologen bemächtigt hatte, — „ob ferner, sagte ich, — nach der Andeutung des Herrn Pastors glaube ich das annehmen zu dürfen, Gott sich auch in den Philosophen und Naturforschern, — in den einen idealistisch, in den andern realistisch, im Verfasser von „Kraft und Stoff“ sogar derb materialistisch zu offenbaren vermocht hat.

Wenn dem so ist, nun, wozu vieltausendjähriger Glaubenshader und Kezerverfolgung, weshalb der Bekehrungsseifer und die krampfhaften Anstrengungen, einen unfäglichen Ballast von Glaubensdetail unserer Urahnen durch die Jahrhunderte hindurchzuschleppen? Predigen Sie den Allgeist, der sich in jedem je nach dessen besonderer Begabung besonders offenbart, predigen Sie die Befreiung von dem Zwang verrosteter Dogmen, Sie werden so die Religionen vernichten, vielleicht retten Sie aber damit die Religion.“

Heinrich Köstlin schwieg. Er hätte auch garnicht fortfahren können, denn der wuchtige Zorn des Superintendents und die übersäumende heilige Entrüstung des Kandidaten kannte weder Raum noch Zügel mehr. Der Superintendent polterte und der Kandidat krächte; dem letzteren vermochte selbst der Respekt vor seinen hochwürdigem Vorgesetzten die Worte nicht mehr zwischen den bebenden Lippen zurückzuhalten.

Der Pastor jedoch blieb — äußerlich wenigstens — ruhig. Er ließ die Erregung seiner Amtsgenossen, welche von dem zumeist verlegenen Stillschwergen der übrigen Mitglieder der Gesellschaft grell genug abstach, sich erst ein wenig austoben. Dann erhob er zu längerer Entwicklung seiner Meinung die Stimme:

Darin gipfte die Weisheit aller religiösen Lehrmeinungen, daß sie sich ihre Form, die Einkleidung ihres über alle menschliche Erkenntnis in seinem eigentlichen Wesen erhabenen Kernes, der Fassungskraft, dem Vorstellungs- und Begriffsvermögen der Völker anpassen. So seien die religiösen Bücher in dem Außerlichen ihres Textes gegeben für die Menschheit, wie sie vor Jahrtausenden gewesen seien, und die herrliche Aufgabe der Geistlichkeit sei es nun immerdar, erleuchtet von dem höchsten Geiste, die irdische Schale, in welche die göttliche Wahrheit gekleidet sei, soweit zu lösen, als es für die Menschen ihrer Zeit und ihres Himmelsstrichs gut sei.

Der Vortrag war lang und geistvoll, aber im ganzen so dunkel gehalten, als wenn es dem geistlichen Redner darum zu tun gewesen wäre, nicht von allen und nicht ganz, am liebsten vielleicht gar nicht verstanden zu werden.

Dieser Absicht entsprach auch der Erfolg, — am meisten bei dem Rittmeister. Der gähnte einmal über das andere — zuletzt fast ganz unverhohlen, und begann schon herzlich zu bereuen, daß er sich zu dem doch „ungeheuer langweiligen gelehrten Gezant“, wie er die Diskussion bei sich nannte, überhaupt habe „einfangen lassen.“

Zu seinem größten Aerger waren die Damen die eifrigsten Zuhörerinnen und die beiden, welche ihm am meisten in die Augen stachen, hatten — „fabelhaft, rätselhaft“ fand er es — für seine Blicke weder ein Auge, noch für seine Sm, Sm's! und Seufzer ein Ohr. Dabei entging es ihm nicht, daß beide ihr lebhaftestes Interesse Köstlin zuwendeten, selbst die jugendliche Schwester des Pastors, und das trug natürlich nur dazu bei, seinen Aerger immer empfindlicher zu machen.

Eben hatte er sich entschlossen, einen energischen Versuch zu machen, sich trotz alles „gelehrten Geredes“ der Aufmerksamkeit des reizenden Mädchens zu bemächtigen, er verfügte sich daher, anscheinend in Gedanken hin und her gehend, von der Zimmerecke, wo er so lange ausgeharrt hatte, in die entgegengesetzte, und blieb hinter dem Stuhle Almas wie zufällig stehen, um die erste beste Gelegenheit zu einer seiner witzig sein sollenden Bemerkungen und damit sogleich zur Einleitung eines Liebesgeplänkels vom Baune zu brechen.

Noch ehe er begonnen hatte, war indessen Köstlin wieder an die Reihe der Entgegnung gekommen.

Ein Lächeln leisen Triumphes schwebte um seine Lippen, als er diesmal begann. Er hätte nicht gehofft, daß der Herr Pastor so schnell seiner Behauptung recht geben werde, wonach es sich bei den Männern Gottes um eine esoterische und eine exoterische Lehre handele, um eine für die Eingeweihten und eine für die Laien. Für die letzteren sei die Schale, für die ersteren den Kern der theologischen Weisheit. Und die Schale dicker oder dünner, je nachdem es den Theologen passend erschienen und

angenehm sei. Daraus freilich sei erklärlich genug, daß sich die religiöse Lehre heute noch genau so präsentire wie vor tausenden von Jahren, daß die Schale den Kern verberge und oft nur verhülle, daß gar kein Kern vorhanden sei. Es sei aber vom Standpunkt des wahren Menschheitsinteresses eine falsche Pädagogik, die Lehre genau so einzurichten, als die von vornherein vorhandene Fassungskraft der Armen im Geiste eben reiche, umgekehrt habe es sein sollen, die Lehre hätte beständig an der Erweiterung dieser Fassungskraft arbeiten, niemals mit der gegebenen sich genügen lassen sollen. Die Kirche habe aber dem menschlichen Geist spanische Stiefel angelegt mit den Schalen ihrer Lehre, die sie vor den Laien für den Kern aller Weltweisheit stets ausgegeben habe, sie lehre heute noch genau dasselbe als vor beinahe 2000 Jahren, damit habe sie bewiesen, daß sie und ihre Diener ganz unfähig seien, Lehrer und Leiter der Menschheit zu sein.

Jetzt wiederholte sich dieselbe Szene wie zuvor, nur blieb der Pastor doch nicht ganz so ruhig.

Unerhört sei allerdings, sagte er, die Art und Weise, wie Köstlin die Kirche angreife und seine, des Pastors, Worte deute. Da frage es sich freilich, ob es einem Geistlichen die schuldige Rücksicht auf seine erhabene Religion und die eigene Würde erlaube, noch ein Wort zu antworten.

Weiter kam der kluge geistliche Herr nicht, denn nun unterbrachen ihn der Superintendent und der Kandidat zugleich. Beide schwuren hoch und teuer, der Pastor habe recht, nur zu recht, — seine wahrhaft himmlische Geduld habe es allein ermöglicht, daß die Diskussion nicht weit früher und in heiligem Stolz abgebrochen worden sei. Jetzt aber müsse alle Nachsicht und Langmut ein Ende haben; solchen ebenso unerhörten wie ganz handgreiflich unbegründeten Angriffen gebühre keine Antwort.

Nur mit großer Mühe ließen sich die erregten Gemüther der beiden Herren beruhigen. Und nur dem lebenswändigsten Zureden des alten Majors, dem die Hausfrau nicht allzu eifrig sekundirte, war es zu danken, daß sie die Gesellschaft nicht sofort verließen.

Als die Wogen der theologischen Entrüstung sich einigermaßen gelegt hatten, knüpfte sich an das eben Gehörte nun in lebhaftem Hinüber- und Herüberreden eine allgemeine Unterhaltung. Dabei stellte sich allgemach heraus, daß der Pastor außer bei seinen Amtsbrüdern auf keine unbedingte Zustimmung zu rechnen habe. Vielleicht wäre es Köstlin ebenso ergangen, wenn nicht die Hausfrau gewesen wäre, welche ganz offen seine Partei ergriff.

Die Religion müsse sich heutzutage unbedingt nach wissenschaftlicher Begründung umtun, sagte sie, das hätten ihr sowohl die Worte Köstlins als auch die des Pastors bewiesen. Soweit sie wissenschaftliche Begründung nicht zu gewinnen vermöchte, scheine sie ihr keine Zukunft zu haben und — im Grunde genommen — keine Berechtigung. Die exklusive Stellung der Religion werde jedenfalls bald fallen müssen, „und,“ setzte sie, nach dem Pastor hinsehend und ein wenig malitios lächelnd hinzu, „die Herren Geistlichen, die ja heutzutage mit allen Waffen der Wissenschaft ausgerüstet sind, wie unser Herr Pastor uns soeben glänzend bewiesen hat, werden sicher mit großer Befriedigung in die Reihen einer von allen unwissenschaftlichen Vorurteilen befreiten Wissenschaft eintreten.“

Der Superintendent, der diese laut und entschieden gesprochenen Worte der Dame des Hauses auch gehört hatte, zeigte sich darüber völlig entsetzt und hielt eine lange und salbungsvolle Rede für die Erhabenheit der Religion über alle irdische Aftersweise. Aber außer dem Kandidaten, der jetzt noch weit nervöser umherzappelte als vorher, stimmte ihm niemand bei und hörte ihm niemand zu.

Der Pastor hatte sich mit verächtlichem Lächeln um die Lippen in seinen Lehnsessel zurückgelegt und hörte schweigend alles an, was rings um ihn geredet wurde. Er schien fast vollständig teilnahmslos; indessen hörte er scharf und beobachtete alles und am schärfsten die Hausfrau und seinen Gegner Köstlin.

Dieser war auch sehr ruhig, — er sowohl innerlich wie äußerlich, — nur die Feuerblitze der schönen Frau an seiner Seite, die oft anscheinend absichtslos in seine Augen flammten, vermochten ihn lebhafter zu erregen.

„Wie klug diese Frau ist,“ sagte er sich. „Ebenso klug als schön.“ „Und wie mutig sie sich zu ihrer Meinung bekennet, solch ein Weib ist wirklich wert, geliebt zu werden.“ Dabei mußte er unwillkürlich einen Blick auf ihren Gatten werfen. Herr Burger war von allen in der Gesellschaft sichtlich am wenigsten berührt worden durch alles, was heute verhandelt worden war. Jetzt blätterte er, mühsam ein Gähnen unterdrückend, in einem technischen Journal, daß er sogleich, wie die Unterhaltung sich verallgemeinerte, aus der Tasche gezogen hatte. Dann und wann sprach er zu seinem Nachbar, dem Gerichtsrat, ein paar Worte über eine neue Verbesserung an den Dampfesseln, von der in dem Journal die Rede war und welche er in seinem Fabriketablissement einzuführen gedachte. Im ganzen war ihm offenbar das Einschlafen sehr viel näher als die rege Beteiligung an einem höhere Interessen angehenden Gespräch.

Köstlin konnte sich nicht enthalten, in einem der kurzen Augenblicke, in der seiner Unterhaltung mit Frau Burger niemand weiter lauschte, sie zu fragen:

„Ihren Herrn Gemahl, gnädige Frau, wird meine Freimütigkeit doch nicht etwa unangenehm berührt haben?“

Ein auffällig tiefer Schatten legte sich bei diesen Worten über das bis dahin so heitere Gesicht der Dame.

„Mein Mann,“ antwortete sie zögernd, „o nein — den berührt nichts, gar nichts unangenehm.“

Dabei kräuselten sich ihre Lippen verächtlich und sie machte eine Bewegung, als wolle sie eine ihr bis ins tiefste Innere fatale Empfindung gewaltsam abschütteln.

„Sie fühlt sich nicht glücklich mit diesem Manne,“ sagte sich Köstlin. „Wie wäre das auch möglich, — zwei so handgreiflich grundverschiedene Naturen.“

Von diesem Augenblicke an betrachtete er sie mit um so größerem Interesse, zumal er sich erinnerte, daß seine Schwestern jeder Andeutung, wie ihre Freundin mit ihrem Gatten lebe, bisher sorgfältig aus dem Wege gegangen waren.

Wie ein Blitz so rasch schoß ihm der Gedanke in den Sinn: „Wenn du selbst wirklich wolltest, — vielleicht könnte dieses Weib noch dein werden.“

Er dachte in diesem Moment weder an ein von der Sitte verpöntes Liebesverhältnis noch viel weniger etwa an eine Entführung, sondern seinem praktischen und nüchternen Wesen gemäß, wie es sich bei seinen Irrfahrten in der Welt ausgebildet hatte, an eine vollkommen legale Vereinigung, nachdem das, wie er mit Sicherheit annehmen zu können glaubte, unharmonische Eheverhältnis durch beiderseitige Uebereinstimmung gelöst worden wäre.

„Wenn du eines Tages vor diesen Mann hintrittst,“ sprach er zu sich selbst, „und ihm frei und offen sagst: Sie lieben Ihre Gattin nicht, wie sie es verdient und ihr Gemüt es bedarf — —“

„Sie sind so nachdenklich, Herr von Köstlin,“ tönte jetzt eine weiche, fast nur flüsternde Stimme an sein Ohr. „Sie denken wohl nach über ein recht schwieriges Problem?“

Köstlin sah auf und schaute in die großen, schönen Augen der Dame des Hauses, deren Blicke einladend und verführerisch den seinen begegneten.

„Ja,“ sagte er, ohne sich zu überlegen, was er eigentlich sagen sollte, „ja, ein recht schwieriges Problem, — das Problem, wie ich glücklich werden könnte — —“

„Gewöhnliche Menschen werden glücklich durch die Liebe,“ klang es leise zurück. „Männer der Wissenschaft aber, gleich Ihnen, wohl nur — durch — die Philosophie — —“

Sie hatte die letzten Worte sehr langsam gesprochen und die Augen dabei niedergeschlagen.

Er aber hielt seine Blicke fest und ernst auf sie gerichtet und erwiderte so leise und langsam, als sie selbst gesprochen hatte, fast wie in einem Traume:

„Durch die Philosophie — o, sicherlich nicht, — gewöhnliche Menschen können glücklich werden durch gewöhnliche Liebe, — nicht so ganz gewöhnliche nur — — durch nicht gewöhnliche, — abenteuerliche, — die Fesseln des Gewöhnlichen nichtachtende Liebe!“

Einen kurzen Moment lang fühlte er ihre Hand in heißem Drucke auf der seinen. Dann sagte sie etwas lauter als vorher:

„Ich verstehe Sie nicht ganz. Vielleicht belehren Sie mich recht bald einmal über dieses Thema des Näheren. — Darf ich darauf hoffen,“ setzte sie wieder leise hinzu, „oder wäre solche Belehrung nicht für mich?“

Hohe Röte war in sein Antlitz gestiegen und seine Lippen bebten, als er leicht erwiderte:

„Für Sie — nur für Sie!“

Damit war ihre Unterhaltung zu Ende, und sie mußte zu Ende sein, denn seltsamerweise hatte sich eben der Pastor erhoben und schritt rasch auf die Dame des Hauses zu. Er hatte sie unausgesetzt mit stehenden unruhigen Blicken unter den halbgeöffneten Augenlidern hervor beobachtet. — Und zwei andere Augen hatten ebenso unausgesetzt nach Köstlin hingeseht, — unruhig auch, fast angstvoll, — es waren die sonst so sanften und den lauter Frieden eines reinen Gemüts ausstrahlenden Augen Alma's, der reizenden Schwester des Pastors.

(Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Sehnsucht.

Von Heinrich Kruthold.

Was weckst du mich auf in der tauigen Nacht,
Du sehnsuchtsflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Widerhall
Vergangenen Glücks erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum . . .
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;
Die Saiten der Liebe erbebten gelind
Wie Harfen im Wind . . .
O seliger Maientraum!

Und als ich — den Lenz und die Liebe im Sinn —
Nach Jahren gekommen, wie lachte so blau
Der Himmel, wie blitzte und perlte der Tau
Auf blumiger Au';
Doch die Liebe, sie war dahin.

Was lockst du mich wieder mit dunkler Gewalt
Mit Lügen von Lenz und von Liebeslust?
Da längst doch verdorrt in der eigenen Brust
Der duftende Blust
Und die jubelnden Lieder verhallt.

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter . . . Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst
Und das flüchtige Leben ein Traum.

Verblüfft. (Illustration S. 625.) Das kleine Dorf, wo die von unserem Künstler dargestellte Szene sich abspielt, liegt ziemlich hoch im Gebirge und ist teils von Webern, teils von Bauern bewohnt. Es sind harmlose Menschen, deren ganzes Dasein in dem Bestreben aufgeht, den lärglichen Lebensunterhalt dem harten Boden abzurufen oder ihn mit dem Webstuhl zu verdienen. Viel Glend ist da, und namentlich die Weber könnten nicht bestehen, wenn sie nicht ein kleines Grundstück hätten. Da sie zu wenig Geld haben, um viel im Wirtschaftshause sitzen zu können, geht es auch ziemlich ruhig zu, und seit langen Jahren ist kein Verbrechen im Dorfe vorgekommen. Aber eine Obrigkeit muß doch da sein für alle Fälle und die Gemeindevertretung hat deshalb dem gestrengen Bürgermeister, der natürlich der „reichste“ Bauer des Ortes ist, eine bewaffnete Macht in Gestalt eines Polizeidiener's, Ortsdiener's oder wie man diese hochwichtige Persönlichkeit nennen will, beigegeben. Diese bewaffnete Macht hat über die öffentliche Sicherheit zu wachen, mit der Ortschelle die obrigkeitlichen Entschlüsse zu verkünden u. s. w. Aber damit ist der Mann nicht beschäftigt, denn mit „Verbrechern“ kommt er in dem stillen Dorfe nicht in Berührung. Und da ist es ganz natürlich, daß er bei seinem Handwerk, der Fußbekleidungskunst, bleibt, die er in seinen Ruhestunden zuhause betreibt. Bei seiner Schuhe und Stiefeln bei ihm machen läßt, kann auch sicher sein, von ihm gut behandelt zu werden, wenn der Arm der hohen Obrigkeit zu irgend einem Einschreiten genötigt ist.

Wir sehen den Dorfschuster und Polizeidiener in seiner Werkstätte, die ziemlich primitive Einrichtungen hat, beschäftigt, Schuhe und Stiefeln zu flicken. Er hat den Uniformsrock — wir nennen das Kleidungsstück der Form halber so — nebst dem rosigen Sarrau, dessen Klinge wohl schwerlich schon mit Menschenblut in Berührung gekommen ist, an die Wand gehängt, und seine Dienstmütze ist das einzige Abzeichen

seiner behördlichen Würde. Sein glattrasiertes Kinn und der für ein so kleines Dorf verhältnismäßig elegante Bart lassen in uns den Verdacht rege werden, daß die Tätigkeit des Mannes eine dreifache ist und er auch noch als Dorfbarbier fungiert. Er hämmerte lustig drauf los; aber indessen klopft es an die Tür und herein tritt ein Handwerksbursche, der die interessanten Fußtouren den Eisenbahnfahrten vorzieht und auf seinem Marsch über das Gebirge das einsame Dorf berührt. Der „Berliner“ auf dem Rücken, kurze Tabakspfeife, Stod mit Eisenspize und „Angstrohre“ beweisen, daß der Mann noch gut zünftig ist. Aber seine Geldmittel sind schwach. Da liest er auf einem Schild den Namen eines Schuhmachermeisters. Das ist auch sein Handwerk. Wenn es ihm auf diesem Nest auch nicht gefällt, so kann man doch einmal um Arbeit fragen, und wenn solche nicht vorhanden, um Reiseunterstützung bitten.

Aber sein Schreck ist nicht klein, denn er befindet sich, indem er eintritt, der „hohen Obrigkeit“ gegenüber, die ihn eben so ernst als forschend durch die große Staatsbrille betrachtet. Nun hängt es von dem guten Willen der bewaffneten Macht ab, ob der Eingetretene wegen „Betteln“ gefaßt oder laufen gelassen werden soll. Wir glauben, daß Letztere ist das Wahrscheinlichere, denn der Ortspolizeidiener ist auch draußen herumgezogen und denkt: Leben und leben lassen. So wird der nicht wenig erschrodene Handwerksbursch wohl mit dem Schreden davon kommen, denn auf dem Dorfe nimmt man es nicht so genau wie in den Städten, wo tausend amtliche und nichtamtliche Drachen auf Opfer lauern. Bei all dem poetischen Nimbus, mit dem man das Handwerksburschenleben der früheren Zeit umgeben hat, weist dasselbe für die nüchterne Beobachtung große, überwiegende Schattenseiten auf und es ist das Verdienst jener gewerkschaftlichen Bestrebungen nicht genug anzuerkennen, welche Reiseunterstützungsstellen geschaffen und da-

durch den unbemittelten Arbeiter und Handwerksgehilfen von dem leidigen Zwang befreit haben, sich mit milden Gaben durchzuschlagen unter steter Gefahr, wegen „Betteln“ und „Bagaundage“ eingesperrt zu werden. Leider ist diese segensreiche Neuerung bis jetzt nur einem Teil der Arbeiterschaft zu gute gekommen; möge sie sich bald über alle erstrecken.

W. B.

Neue Arten von Goldfischen. (Illustration S. 629.) Die Goldfische sind seit etwa 150 Jahren bei uns heimisch und sind von China nach England gekommen. Während wir in Europa aber nur wenige Arten bis dahin kannten, haben Chinesen und Japanesen schon seit langer Zeit in der Goldfischzucht es viel weiter gebracht. Man kennt dort nicht weniger als 58 Arten, von denen man einige in neuerer Zeit auch nach Europa gebracht hat. Dahin gehört der Großkoffer (Macropodus venustus), der in der Mitte unserer Abbildung zu sehen ist. Er wird etwa sechs Centimeter lang, ist an den Seiten grünlich mit gelben, roten und blauen Streifen, der Kiemendeckel ist smaragdgrün, die Flossen sind himmelblau und gelb gesäumt. Das Tierchen entwickelt namentlich in erregter Stimmung, bei der man sein saphirblaues Auge leuchten sieht, eine staunenswerte Farbenpracht. Für den Laich bereitet das Männchen dieser Goldfischart eine Art Nest aus Schaum, wo die kleinen Tiere in der Größe eines Stecknadelkopfes auschlüpfen.

Eine andere Art sehen wir in dem japanischen Goldfisch mit seinem Schleierschwanz. Er kann wegen des eigentümlich entwickelten Schwanzes nur langsam schwimmen, aber er gibt sich eine stolze und majestätische Haltung, indem er wie ein Pfau mit seinem Schweif ein Rad schlägt.

Auch einige Teleskopfische sind auf unserem Bilde vorhanden, die ihren Namen von den weit hervortretenden Augen haben. Dieses Hervorquellen der Schwertzeuge ist offenbar eine Mißbildung, die sich verbreitet hat.

Die Goldfischzucht erfordert viel Aufmerksamkeit; eine Hauptbedingung ist bekanntlich, daß die Fische kein frisches, sondern immer nur altes Wasser bekommen. Wenn man bei dieser Regel bleibt und den Fischen die nötige Sonne verschafft, kann man interessante und mannichfaltige Resultate erzielen.

A. T.

Posträuber in Colorado. (Illustration S. 633.) Das Terrain von Colorado ist noch nicht lange besiedelt; man ließ dieses große Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das in seinem Norden von der Pacificbahn berührt wird, lange Zeit ganz unangebaut, bis im Jahre 1858 dort Goldlager entdeckt wurden. Der Zufluß an Bevölkerung war ziemlich groß; schon nach zwei Jahren hatte das Land 35 000 Einwohner und ist seitdem in raschem Aufblühen geblieben. Seine Hauptstadt Denver ist jetzt durch eine Zweigbahn mit der großen Pacificbahn verbunden. In einem solchem Territorium, wo nach Gold gegraben wurde, mußte sich eine ziemlich abenteuerlich zusammengewürfelte Gesellschaft ansammeln, wie denn häufig bei den Goldgräbern allerlei verworfenes und verzweifeltes Gesindel sich vorfindet. Wenn sich für solche Elemente die Goldgräberei nicht lohnt, was sehr häufig der Fall, was bleibt solchen Leuten dann noch für eine Aussicht? Arbeiten wollen sie nicht, auch wenn sie Gelegenheit dazu hätten, und so verlegen sie sich denn auf das edle Handwerk des Straßenraubs. Die Zustände in Colorado erleichtern den Betrieb dieses Handwerks sehr, denn die Bevölkerung ist dünn und die öffentliche Sicherheit ist eine sehr problematische Sache. Das Reisen ist in Colorado insofern in gewissen Gegenden gefährlich, als man dabei all seine fahrende Habe los werden kann. Die Räuber halten sich nicht etwa nur in einsamen Gegenden auf, sondern sie kommen auch ganz nahe an die Städte heran und überfallen die Postwagen. Wenn die Unionsregierung aus Colorado ein wirklich bedeutendes Territorium machen will, so wird sie ihr Augenmerk wohl darauf richten müssen, die Landplage der Straßenräuberei zu beseitigen.

Der Straßenräuber von Colorado ist weder eine „ritterliche“ noch eine auch nur romantische Erscheinung, wie etwa die Briganten in den Abruzzen oder die Hammeldiebe des schwarzen Berges. Er betreibt seinen Beruf geschäftsmäßig, wie er sich denn selbst in gelungener Persiflage amerikanischen Geschäftslebens als „Straßenagent“ bezeichnet. Da ist kein hoher pizzer Hut mit wehendem Federbusch, kein Dolch im breiten perlengeschmückten Gürtel, kein sicheres Gewehr im Arm. Der Straßenräuber von Colorado ist gekleidet wie ein Geschäftsmann, seine Waffe ist allein der Revolver. Es fehlt nur noch, daß diese Straßenräuber ihr Comptoir hätten mit feuerfesten Gelschränken und Buch führten über den Erfolg und Ertrag ihrer Aktionen. Von Norden hört man selten; diese großmütigen Strauchdiebe begnügen sich damit, ihre Mitmenschen auszuplündern.

Unsere Illustration zeigt den Ueberfall eines Postwagens durch „Straßenagenten“. Ahnungslos ist man durch die blühenden Täler und Wiesengründe dahingefahren und kein Mensch hat in dieser Gegend an einen Ueberfall gedacht. Da plötzlich stürzen aus einem Bestick im Gebüsch zwei Wassermannische Gestalten hervor und versperrten die Straße. Der Postillon, der einen Revolver auf sich gerichtet sieht, findet die Sache ungemütlich und hält an; die Passagiere müssen aussteigen und die Arme in die Höhe halten, während der eine Gauner im Anschlag liegt und bei der geringsten auf Gegenwehr gerichteten Bewegung zu

feuern droht. So lassen sich die Passagiere widerstandslos berauben; die Männer verzichteten auf Widerstand und das schwache Geschlecht ergab sich zitternd in sein Schicksal.

Den Eindruck mutiger Leute machen die Ueberfallenen nicht, sonst würden sie den beiden Galtenvögeln die Ausübung ihres Berufes nicht so sehr erleichtern. Drei vier entschlossene und läche Männer würden mit den Räubern trotz des Revolvers wohl fertig werden. Allein die „Straßenagenten“ scheinen ihre Leute zu kennen und der mit dem Revolver drohende Bandit steht so gemüthlich da, als handle es sich darum, das harmloseste Geschäft abzuschließen. Für die Reisenden sieht sich die Sache gar nicht gemüthlich an, denn sie verlieren alle Sachen von Wert und die Damen können sich glücklich schätzen, wenn sie ohne Notheiten seitens der Räuber davon kommen.

W. B.

Napoleons Behandlung auf St. Helena. Die Verehrer des auf einer öden Felseninsel angeschmiedet gestorbenen Titanen behaupten, die Engländer hätten ihn zu Tode gequält und ihm das Nötigste vorenthalten; die Engländer dagegen behaupten, Napoleon sei mit aller Noblesse behandelt worden und habe nur wegen seines herrschsüchtigen Charakters nicht mit den mit seiner Beaufsichtigung beauftragten Personen auskommen können. Beide Teile haben in manchen Punkten Recht, in manchen übertreiben sie; es liegt Tendenz in beiden Darstellungen.

Das Gefolge Napoleons betrug im ganzen, einschließlich der Dienerschaft, 44 Personen. Darunter befanden sich die Generale Bertrand, Montholon und Gourgaud mit ihren Angehörigen, Graf Las Cases und Sohn, der Wundarzt O'Meara, einige Offiziere und zwölf englische Soldaten, die als Bediente fungierten. Das übrige Gefolge bestand aus dem männlichen und weiblichen Küchen- und Bedientenpersonal, worunter sich auch zwei Schwarze befanden. Dieser Bestand blieb im ganzen derselbe. Nur eine Person aus diesem Gefolge, der Haushofmeister Cipriani, ist auf St. Helena gestorben.

Die englische Regierung beschloß, Napoleon als einen General ersten Ranges versorgen zu lassen und setzte daher eine Summe von 8000 Pfund jährlich für ihn aus, also etwa 160 000 Mark im Jahr, mit der Erlaubnis, diese Summe auf 12 000 Pfund (240 000 Mark) zu erhöhen, was auch gleich von anfang an geschah. Diese Summe wurde in monatlichen Raten ausbezahlt und von dem Proviantmeister zum Unterhalt des Napoleonischen Haushalts auf seinem Aufenthalt Longwood verwendet. Bei Teuerung oder sonstigen Gründen durfte diese Summe nach den Angaben des Proviantmeisters noch erhöht werden. Die Gesellschaft in Longwood lebte auch ganz gut und die Soldaten des Haushalts tranken täglich vortrefflichen Wein von Teneriffa, die Offiziere vom besten Claret. Napoleon selbst war bekanntlich sehr mäßig; er trank wenig Wein und verschmähte Delikatessen. Eine geröstete Kalbsbrust war sein Lieblingschmaus.

General Montholon behauptete nun, Napoleons Haushaltung könne nur mit 15 200 Pfund bespart werden, und dies führte zu langen und heftigen Auseinandersetzungen mit den britischen Behörden. Damals ging die Nachricht durch Europa, Napoleon müsse aus Mangel sein Silbergeschirr verkaufen, eine Nachricht, die von seinen Anhängern gründlich ausgenutzt wurde. Doch war die ganze Sache übertrieben. Die Engländer hatten Napoleons Wohnung für etwa 60 000 Pfund ausmöblirt, zahlten ihm jährlich 12 000 Pfund dazu, und dabei brauchten weder er noch sein Gefolge Mangel zu leiden.

Es blieb trotz der Beschwerden beim alten; die englische Regierung gestattete zwar die 12 000 Pfund in Ausnahmefällen zu überschreiten, aber weiter nichts.

Man besitzt den Küchenzettel vom Monat Juni 1818, der nachweist, was in diesem Monat in die Küche Napoleons auf Longwood geliefert worden ist. Darnach waren es Claret 240 Flaschen, Graves 60 Flaschen, Madera 30 Flaschen, Teneriffa 150 Flaschen, Champagner 15 Flaschen, Constantia 50 Flaschen, Kapwein 630 Flaschen, Ale und Cyder 180 Flaschen, Bier nach Belieben. Dies die Getränke! Sodann seines Wehl 100 Pfund, Reis 150 Pfund, Butter 300 Pfund, Käse 60 Pfund, Salz 80 Pfund, Italienische Nudeln 45 Pfund, Makaronis 45 Pfund, Salatöl 32 Quart, Eßig 41 Flaschen, Speck 60 Pfund, Pfeffer 10 Pfund, Senf 5 Flaschen, Pickles 6 Flaschen, Oliven 12 Flaschen, Schinken 12 Stück, Rungen 12 Stück, Seife 30 Pfund, Holz 20 160 Pfund, Lichter 240 Pfund, Kartoffeln 15 Bushels, Kandiszucker 30 Pfund, Kohlen 1440 Bushels, Rind- und Kalbsfleisch 1200 Pfund, Hammelfleisch 1500 Pfund, Brod 1800 Pfund, Eier 1080 Stück, Milch 420 Quart, Tauben 30 Stück, Schweine 4 Stück, Gänse 8 Stück, Enten 16 Stück, Geflügel 240 Stück, Schwarzer Tee 15 Pfund, Grüner Tee 15 Pfund, Rum 2 Flaschen, Schnüre (zum Binden der Puddingbeutel) 1 Pfund. Dazu Gemüse, Früchte und Fische nach Verlangen, Konfitüren, Liköre u. nach täglicher Berechnung.

Von „Mangel“ konnte bei diesem Traktament keine Rede sein. Die englische Krämernoblesse brillirte darin, den berühmten Gefangenen mit ihren Handelsprodukten zu überschütten. Sieh in diesem Punkte zu beschweren war unklug. Wahrscheinlich ist von den Ehemännern und Getränken vieles von den Bediensteten bei Seite geschafft und verkauft worden.

Die Behandlung Napoleons kam am 17. März 1817 im englischen Oberhause zur Sprache, und man beschloß, „zur Sicherheit Europas“ bei der bisherigen Behandlung zu bleiben. Die Angst der Engländer

vor einer etwaigen Flucht Napoleons wurde dadurch verstärkt, daß sie seine Korrespondenz mit Europa nie ganz kontrollieren konnten. Er fand immer Mittel, sie fortzusetzen. Sie ging meistens über Bahia. Mehrfach wurden Pläne zu Befreiungsversuchen seitens der Anhänger Napoleons entworfen. Ein amerikanischer Abenteurer Namens Johnstone hatte zu diesem Zweck das Modell zu einem Schiffe konstruiert, das wasserdicht geschlossen, verrentet und wieder emporgehoben werden konnte. So wollte er sich unbemerkt der Insel nähern. Ob der Apparat wirklich diese Ansprüche erfüllt hätte, steht dahin. Man begann das Schiff auf einer englischen Werft wirklich bauen zu lassen, allein die Regierung kam dahinter und ließ das Schiff wegnehmen.

Begründet dagegen sind die Klagen über das Verhalten von Hudson Lowe, dem Gouverneur von St. Helena. Daß Hudson Lowe Napoleon als „General Bonaparte“ behandelte, lag allerdings in seiner Instruktion. Allein er hätte die Empfindlichkeit des Gefangenen schonen sollen, dessen Sturz von schwindelnder Höhe Strafe genug für ihn war. Hudson Lowe behandelte die gefallene Größe nicht nur mit solchen Kleinlichkeiten und erbärmlichen Chikanen, daß er durch den Aerger, den er durch dieselben erregte, Napoleons Leben abkürzen half, sondern er trat auch noch am Sterbebette des Gefangenen roh auf, indem er nach der Uhr sah, als Napoleon den letzten Seufzer getan, und seiner Freude ganz unverhohlen Ausdruck gab. Einen kleinlicheren Kerkermeister konnten die Engländer für Napoleon kaum finden.

Der Sturz des rorsischen Tyrannen war die Tat der Völker Europas. Sie hätten ihn im Kampfe getötet, aber ihn nicht tot geärgert. Ohnzweifelhaft hätte er besser getan, bei Waterloo den Tod im Sturme des Gefechts zu suchen, statt sich von den Bütteln der europäischen Diplomatie sechs Jahre lang chikanieren und quälen zu lassen. Aber Napoleon war kein römischer Charakter. Kein verfehlteres Leben als das dieses Emporkömmlings, der sein gewaltiges Genie, statt zur Befreiung, zur Unterdrückung der Völker verwendete!

W. B.

Josef II. und die Pressefreiheit. Es wird sehr häufig gerühmt, daß Kaiser Josef II. von Oesterreich in bezug auf Pressefreiheit sehr tolerant gewesen sei. Im allgemeinen mag es richtig sein, allein es gab auch Ausnahmen. Einst fand man während seiner Regierung ein sogenanntes Pasquill (Schmähschrift) angehängt, dahin lautend:

„Ein Freund der Waffen,
Ein Feind der Pfaffen,
Ein Erzkalmauser*)
Ist unser Kaiser.“

Josef ließ das Pasquill nicht etwa „tiefer hängen“, wie sein Freund und Vorbild, Friedrich II. von Preußen, sondern darauf mit folgender Rundmachung antworten:

„Das erste ist wahr,
Das zweite ist klar,
Das dritte ist nötig;
Dem Entdecker sind 100 Dukaten erbötig.“

Wahrscheinlich wären dem Verfasser, hätte man ihn entdeckt, fünf- undzwanzig mit dem „Gestegelten“ aufgezehrt worden, wenn man ihn erwischt hätte, wie es der bekannte Marschall Wurmsler mit dem Schriftsteller Leuchsenring machen ließ. Aber der Pasquillant war nicht zu fassen. Er antwortete auf die kaiserliche Bekanntmachung mit einem Plakat folgenden Inhalts:

„Wir sind unsrer vier,
Ich, Dinte, Feder und Papier;
Keines wird die andern verraten,
Dem Kaiser bleiben seine Dukaten.“

Und so blieb auch. Daß man einen Preis auf die Verhaftung des Verfassers eines solchen Pasquills setzte, beweist, daß es mit der josephinischen Pressefreiheit auch sein Aber hatte.

W. B.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Die Benützung von Abfallstoffen. Die strenge Oekonomie der Natur, die auch nicht den kleinsten Stoffteil verloren gehen läßt, ist so in die Augen fallend, daß sie kaum der Aufmerksamkeit des Menschen entgehen konnte, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er sich, wo ihn die Umstände dazu nötigen, die Lehre, die sie ihm gibt, zu Nutzen macht und selbst die scheinbar wertlosesten Dinge nach Möglichkeit zu benutzen sucht. In China war wegen der überfüllten Bevölkerung dieses ökonomische System längst überall gebräuchlich, und es wird dort in solcher Ausdehnung durchgeführt, daß das, was man in Europa und Amerika strenge Sparsamkeit nennen würde, bei den Chinesen als Verschwendung gilt. Doch hat man in neuerer Zeit auch in Europa angefangen, mit größerer Sparsamkeit zu Werke zu gehen. So werden jetzt zahlreiche Gegenstände, die noch vor wenigen Jahren als vollkommen wertlos weggeworfen wurden, entweder für Zwecke des Luxus oder des Bedürfnisses mit Nutzen verwendet. So hat unter anderem

*) Großer Geizhals.

die Chemie die angenehmsten Gerüche (Parfümerien) aus den widerlichsten Stoffen erzeugt und aus einem so wenig versprechenden Material, wie der schwarze Steinlohlenteer, die glänzendsten Farben dargestellt. Sowohl durch zufällige Entdeckungen als durch eifrige Nachforschungen werden beständig verhältnismäßig wertlose Stoffe in Gegenstände umgewandelt, die gangbare Handelsartikel bilden, und zahlreich sind die Fabriken, die in neuester Zeit bloß zu dem Zwecke entstanden sind, die Abfallstoffe von anderen Fabriken zu verwerten. So häufig sind die Entdeckungen, daß irgend etwas Nutzloses in etwas Nützliches verwandelt werden kann und so rasch folgt eine auf die andere, daß es schwer ist, mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Fast jede Post bringt neue Meldungen von derartigen Entdeckungen. So berichteten die französischen Journale über ein Verfahren, das Stroh aus den Düngersäufen wieder zu benutzen. Dasselbe wird nämlich durch eine einfache Maschine von dem Dünger gesondert, gereinigt und getrocknet, um wieder zu Streu in den Ställen, zum Verpacken von Glas, Porzellan etc., vor allem aber zur Papierfabrikation verwendet zu werden, wozu es besonders geeignet sein soll, weil durch die Sättigung mit Urin und durch die Gährung, die es durchgemacht hat, die harte Faser so gelodert ist, daß andere Lösungsmittel erspart werden.

Biel von dem falschen Haare, das von dem schönen Geschlecht in Europa und Amerika getragen wird, stammt aus dem Abfall der chinesischen Barbierläden, von dem im Jahre 1875 allein in runder Summe 130 000 Pfd. im Werte von über 100 000 Mark nach Europa ausgeführt wurden, gewiß eine merkwürdige Industrie, die in einem so entfernten Lande ins Leben gerufen wurde, um den Begehr einer launischen Mode in anderen Weltteilen zu befriedigen. (Appetitliche Chignons!)

Großes hat namentlich die moderne Chemie in der Darstellung künstlicher Parfümerien geleistet. Wenn man sich im gewöhnlichen Verkehr fast allgemein der Meinung hingibt, daß die so beliebten Blumen- und Duftstoffe sämtlich durch Destillation aus den Blüten bereitet würden, so ist dies ein großer Irrtum. Bei weitem die meisten Parfümerien der Toilette sind das Erzeugnis von Abfallstoffen, welche zumteil ekelhaftesten Ursprungs sind. Manche schöne Dame nezt sich das Gesicht mit Extrakt de Mille Fleurs (Tausendblütenduft), ohne zu wissen, daß es aus den Abgängen des Kuhlalls dargestellt ist. Das bittere Mandelöl, womit die wohlriechenden Toilettenseifen und viele Konditorwaaren parfümiert sind, ist ein Produkt, das durch Einwirkung von Salpetersäure auf den stinkenden Gaster erzeugt wird. Die sogenannten Fruchtstäbe, deren sich die Sodawasserverkäufer und Konditoreien bedienen, um ihren Waaren Wohlgeschmack und Parfüm zu geben, sind häufig aus Kartoffelsirup und künstlichen Oelen hergestellt, welche die Chemiker zu verfertigen wissen. Eigentümlich genug werden die letzteren aus stinkenden Stoffen erzeugt. So wird das Ananasöl durch Einwirkung von faulem Käse auf Zuder hergestellt, und das stinkende Fuselöl dient als Base für verschiedene künstliche Gerüche. So gibt es mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destilliert das sogen. „Birndöl“ und mit Schwefelsäure und doppelkohlensaurem Kali „Apfelöl“. In ähnlicher Weise werden aus Abfall- oder geringwertigen Stoffen verschiedene andere wohlriechende Oele gewonnen, die in der Parfümerie vielfache Verwendung finden, leider aber auch zur Verfälschung der Fruchtstäbe dienen.

Aus der rohen Schafwolle gewinnt man jetzt in Frankreich durch Auslaugen derselben mit Wasser und Verdunsten der Flüssigkeit als Nebenprodukt nicht unbedeutende Quantitäten Pottasche und Salmiac. Bemerkenswert ist auch die Art und Weise, wie man in Frankreich tote Tiere zu verwerten weiß. So wird beispielsweise jeder Teil eines toten Hundes auf eine vorteilhafte Weise benutzt. Der Körper desselben wird zur Gewinnung des Fettes ausgekocht, das Fett erhält der Handdrehmacher und aus den Knochen wird Superphosphat bereitet. In Paris ist ein totes Pferd mehr wert, als anderwärts, zumal da die besten Fleischteile der arbeitenden Klasse als Nahrung dienen (natürlich von geschlachteten Tieren). Das Haar ist, wie bekannt, wertvoll für den Tapezierer; die Haut wird gegerbt, um aus dem dicken Leder Einbände für Kontobücher zu verfertigen; aus den Eingeweiden macht man grobe Saiten für Maschinenräder; das Fett, das bei einem gutgehaltenen Pferde 60 Pfund beträgt, findet stets leichten Absatz, es wird hauptsächlich zu Pomaden verwendet; die Hufe werden entweder von Drechsler oder durch die Fabrikanten von Berlinerblau gefäuligt; die Knochen erhalten die Verfertiger von Elfenbein schwarz und die Drechsler. Selbst das in Fäulnis übergegangene Fleisch findet noch Verwendung, indem man damit Würmer zieht, die zum Fettmachen von Hühnern dienen. Die Reste werden zum Fangen der Matten gebraucht, deren zarte Felle von den Pelzwarenhändlern immer gerne gekauft werden.

Es ist natürlich nicht möglich, in dem Rahmen eines kurzen Artikels mehr als nur einige hervorragende Beispiele über die Verwendung der Abfallstoffe anzuführen; das mitgeteilte wird aber hinreichen, um zu zeigen, wie durch die Fortschritte in der Chemie und Industrie in neuerer Zeit Stoffe eine nützliche Verwendung finden, welche früher als wertlos unbeachtet blieben und weggeworfen wurden.

(Zundgrube.)

Erziehungswesen in Indien. Vor kurzem wurden in einer durch Rev. J. Johnson in der Statistischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung folgende Mitteilungen gemacht: In Indien bestehen jetzt 16 649 Anstalten mit 769 074 Schülern unter direkter Verwaltung der Regierung, 50 207 Anstalten mit 1 111 843 Schülern, welche zumteil unterstützt werden, und 15 705 Anstalten mit 314 697 Schülern unter Aufsicht, jedoch ohne

Beihilfe des Erziehungs-Departements. Die Totalziffer beträgt 2 195 614, mit einem täglichen Durchschnittsbesuch von etwa $1\frac{1}{2}$ mill. Schülern, wobei also etwa 30 000 000 Kinder übrig bleiben, für deren Erziehung in keiner Weise gesorgt wird. Der Redner wies nach, daß, wenn die Eingeborenen sich der Ehrenstellen und Vorteile, zu deren Erwerbung eine bessere Erziehung führen kann, erfreuen wollen, sie auch lernen müssen, freigebig zu den Mitteln, welche für eine solche erfordert werden, beizutragen. Der einzige Weg, dies zu erreichen, sei nach seiner Ansicht der, daß die Regierung sich von der direkten Beaufsichtigung ganz zurückziehe und dieselben Eingeborenen, selbst unter Bewilligung genügender Beiträge, überlasse. Der Umstand, daß jetzt größtenteils die Söhne von Brahmanen der ärmeren Klassen zu den höchsten Stellen im Regierungsdienst gelangten, ist, wie Mr. Johnston mitteilte, ein Beweis, daß das gegenwärtige System nicht genug mit den Bedürfnissen und Neigungen der Eingeborenen im Einklange steht.

(Ausland.)

Schädliche Tiere in Indien. Im ganzen Britischen Indien wurden während des Jahres 1880 nach den neuesten statistischen Nachrichten des englischen Blaubuches im ganzen 22 900 Menschen getötet und zwar: durch Elefanten 46, durch Tiger 872, durch Leoparden 261, durch Bären 108, durch Wölfe 347, durch Hyänen 11, durch andere wilde Tiere 1195, durch Schlangen 19 150. An Hornvieh starben durch Tiger 15 339 Stück, durch Leoparden 19 732, durch Bären 482, durch Wölfe 13 507, durch Hyänen 2279, durch andere wilde Tiere 4511, durch Schlangen 2536, im ganzen also 56 386 Stück. Die englische Regierung zahlt für jedes getötete schädliche Wild eine Belohnung. In der hier folgenden Aufzählung bedeutet die erste Zahl, wie viele Tiere der betreffenden Art während des Jahres 1880 im Britischen Indien erlegt wurden und die zweite hinter dem Gedankenstrich die Höhe der gezahlten Prämien in Pfund Sterling. Es wurden getötet: Tiger: 1689, Prämien gezahlt 4023 Pf. St., Leoparden: 3047—2502, Bären: 1100—401, Wölfe: 1243—1403, Hyänen: 1215—262, andere wilde Tiere: 3589—235, also im ganzen getötet: 14 886 Tiere; an Schlangen wurden getötet 212 776 und dafür gezahlt 1166 Pf. St. Die Prämien in diesem Jahre betragen also die anständige Summe von 204 279 M.

(Ausland.)

Ueber die Handarbeiten der Töchter wohlhabender Familien schreibt die in Dresden erscheinende treffliche Zeitschrift „Fürs Haus“:

In notwendigen Fällen wird jeder Verständige das Arbeiten achtungswert finden, aber tadeln, daß derartige Arbeiten wie etwas Beschämendes im Geheimen geschehen. Wenden dagegen junge Mädchen, welchen das Elternhaus eine sorglose Jugendstätte bietet, ihre freie Zeit an mühsame Weiß- und Buntstickereien, für welche sie vom Kaufmann ein Spottgeld einheimsen, nur um ein erhöhtes Taschengeld für Fuz- und Luxusartikel zu erlangen, so begehen sie gegen die armen Arbeiterinnen, welchen ihr Verdienst den ganzen Lebensunterhalt einbringen muß, eine Sünde, über deren Tragweite sich nur die Selbstsucht keine Rechenschaft gibt.

Es ist ja natürlich, daß die wohlhabenden Mädchen billiger arbeiten können, als jene, und der traurige Lauf der Welt, daß der Arbeitgeber, welcher sich kein Gewissen daraus macht, die vornehme Stickerin zu drücken, der Armen die Arbeit entzieht.

Doch damit nicht genug. Die vornehme Stickerin begehrt auch ein Unrecht gegen die Ährigen und gegen sich selbst. Gegen die Ährigen, indem sie sich durch die emsige, ihr so wichtig scheinende Arbeit den Pflichten entzieht, welche jedem jungen Mädchen die Familie auferlegt, zu deren erheiterndem, beglückendem Element sie bestimmt ist; gegen sich selbst, indem sie veräußert, sich zu ihrem wahren Beruf durch liebevolles Zur-Handgehen der Mutter auszubilden. Leider sind viele Mütter selbst an den verkehrten Wegen ihrer Töchter schuld. Ganz entzückt von ihrem Fleiß und dessen Erfolgen, nehmen sie weit lieber selbst alle Beschwerden des Hauswesens auf die eigenen Schultern, als daß Töchterchen in ihrem Stickerstübchen zu stören. Die Folge davon ist Unfähigkeit nach der einen, Bewöhnung nach der anderen Seite hin, und der Rest ist hierbei nicht Schweißigen, sondern nur zu oft eine freudlose, wenn nicht gar unglückliche Ehe, weil das junge Wesen, wenn ihm ein eigener Herd beschieden, den Aufgaben eines wohl geordneten Haushaltes weder mit beschränkten, noch mit reichen Mitteln gerecht zu werden versteht.

Inhalt: Eine Geschichte von fünf Tauben. Von B. Dulet. — Die Wüste Sahara. (Mit Illustration.) Von W. Mosz. (Schluß.) Von Bruno Geiser. — Die Cholera. Von Professor von Pettenkofer in München. — Um Wahrheit. Novelle von Reinhard Kern. (Fortsetzung.) — Poetische Aehrenlese: Sehnsucht. Von Heinrich Leuthold. — Verblüfft. (Mit Illustration.) — Neue Arten von Goldfischen. (Mit Illustration.) — Postträger in Colorado. (Mit Illustration.) — Napoleons Behandlung auf S. Helena. — Josef II. und die Preksfreiheit. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die Benützung von Abfallstoffen. — Erziehungsweisen in Indien. — Schädliche Tiere in Indien. — Weibliche Handarbeiten. — Sinnsprüche. — Sprechsaal für jedermann. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Mannigfaltiges. — Gemeinnütziges. — Humorisches.

Sinnsprüche.

Obwohl mit Butgeschrei die Pfaffen
Den Satz der Wissenschaft verdammen,
Daß einem Ahnherrn Mensch und Affen
Und selbst der Pontifex entstammen,
Verlangen doch die Unsehbaren,
Die sich so tief empört geberden,
Daß plötzlich die von Menschenpaaren
Erzeugten wieder Affen werden.

Kun hat er endlich doch den Orden,
Ist Ordinarius sogar . . .
Und ist dadurch nicht feiner zwar,
Doch auch nicht ordinärer worden.

Du staunst und weißt es nicht zu deuten,
Daß K. so vielen Spott verdaut; . . .
Doch wer sich pflegt um Geld zu häuten,
Der fährt nicht gratis aus der Haut.

H. Leuthold.

Sprechsaal für jedermann.

In Erwiderung auf die „Berichtigung“ im „Sprechsaal für Jedermann“ der Nr. 21 habe ich zu bemerken: Die von mir herrührende Notiz in Nr. 13 der „N. W.“ ist bereits im Winter des vorigen Jahres geschrieben und einer Nummer des englischen „Athenäum“ aus jener Zeit entnommen. Sie war also vor Veröffentlichung der darin erwähnten posthumen Schrift Proudhons geschrieben, und auch im Besitze der Redaktion. Für die verspätete Publikation — die bei der Geringfügigkeit der Notiz übrigens sehr erklärlich ist — bin ich nicht verantwortlich. Da ich die fragliche Schrift Proudhons noch nicht zu Gesicht bekommen habe, kann ich die Richtigkeit der Berichtigung in bezug auf Titel und Inhalt weder anerkennen noch bestreiten. Möglich, daß das „Athenäum“ sich geirrt hat. Wenn ich die Beziehungen Proudhons zu Napoleon III. „unklare“ genannt habe, so muß ich diesen Ausdruck, der nicht andeuten soll, die Beziehungen seien unehrenhafte gewesen, aufrecht erhalten, und zwar gerade, weil ich mich in dieser Materie mindestens so gut unterrichtet glaube, wie meinen Herrn Berichtigter, dem ich vielleicht gelegentlich in einer anderen, passenderen Arena begegnen werde.

Den 25. Juli 1883.

Der Verfasser der Notiz in Nr. 13 d. „N. W.“

Anmerkung der Redaktion. Unser Herr Mitarbeiter sendet uns von Zeit zu Zeit eine größere Anzahl kleiner Notizen ein, die dann je nach Bedürfnis abgedruckt werden. Die Ursache davon, daß diese Erwiderung so spät erscheint, ist, daß der Herr Mitarbeiter durch mehrere Reisen und Ueberhäufung mit Berufsgeschäften verhindert war, die ihm zugehenden Nummern der „N. W.“ durchzusehen.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 24:

Wer zum Urtheil eilt, der eilt zur Reue.